

Der Buddha aus dem Norden

Swedenborg neu entdeckt

von *Gary Lachman*

Vorbemerkung der Schriftleitung: Der Beitrag mitsamt den Abbildungen erschien 2009 in »EnlightenNext: Das Magazin für Evolutionäre«. Wir drucken ihn mit freundlicher Genehmigung der Redaktion ab. Er ist für uns vor allem als Zeugnis gegenwärtiger Rezeptionen Swedenborgs von Interesse. Die Ungenauigkeiten und die zuweilen etwas gewagten Thesen, die dem Swedenborgkenner schnell auffallen, sollen uns deswegen nicht bekümmern. Viel interessanter sind die Wahrnehmungsmuster und Erwartungen mit denen ein aufgeschlossener Mensch unserer Zeit an Swedenborg herangeht. Nach seiner Zeit als Bassist in der Gründungsformation der Gruppe Blondie wandte sich der Kulturwissenschaftler Gary Lachman geistesgeschichtlichen Themen zu und schrieb Bücher über Georges Gurdjieff, C. G. Jung, Rudolf Steiner und eben auch über Swedenborg. In der Swedenborg Society London erschien 2006 »Into the Interior: Discovering Swedenborg«.

In der Nacht des 6. April 1744 erlebte einer der bemerkenswertesten Denker des 18. Jahrhunderts eine erstaunliche spirituelle Krise. In dieser Nacht erhielt Emanuel Swedenborg, ein 65-jähriger schwedischer Wissenschaftler und Staatsmann, einen Besuch von Christus. Swedenborg, der zu diesem Zeitpunkt in London lebte, hatte bereits seit einigen Wochen mit außergewöhnlichen Bewusstseinszuständen experimentiert, ausgelöst durch kabbalistische Praktiken, die er von Rabbi Samuel Hayyim Falk gelernt hatte, und erotisch spirituelle Übungen, die er in der Herrenhuter Brüdergemeinde in der Londoner Fetter Lane erfahren hatte. Als seriöser Wissenschaftler, der den Sitz der Seele im menschlichen Gehirn genau zu lokalisieren suchte, hatte Swedenborg ein langjähriges Interesse am Okkulten. In den Wochen vor seiner Krise hatte er sexuelle Meditationen praktiziert, eine Art christliches

Tantra, das vom exzentrischen Graf Zinsendorf, dem Leiter der Herrenhuter entwickelt worden war. Die seltsamen veränderten Bewusstseinszustände und die unglaublich lebhaften Träume, mit denen Swedenborg vertraut war, bereiteten ihn jedoch nicht auf diesen schicksalhaften Abend vor. Nachdem ihn ein »psychischer Sturm« mit tosendem Donner und orkanartigem Wind aus dem Bett geworfen hatte, fand er sich – seine eigenen Aussagen lassen auf eine außerkörperliche Erfahrung schließen – »Angesicht zu Angesicht« mit Christus wieder. Für einen tief religiösen Mann wie Swedenborg war das eine kraftvolle und verwirrende Begegnung.



Mit einem Blick auf das Lächeln Christi, von dem er glaubte, dass es so gewesen sein müsste, »als er auf Erden lebte«, war er überrascht, als ihn Christus nach einer »einwandfreien Gesundheitsbescheinigung« fragte – eine Anspielung auf eine Zeit, in der

Swedenborg während der Pest für den Bruch der Quarantäne fast gehängt worden wäre. Demütig antwortete Swedenborg, dass er, Christus, die Antwort besser wissen müsse als er. Dieser stimmte ihm zu und antwortete: »Dann tu es!« Swedenborg verstand das so, dass er sein Versprechen erfüllen müsse, seine wissenschaftliche Arbeit aufzugeben und sich stattdessen darauf konzentrieren solle, die inneren spirituellen Welten zu untersuchen.

Ob Christus dies nun gemeint hatte oder nicht, Swedenborg nahm sich diese Aufforderung zu Herzen. Für den Rest seines Lebens kartografierte er die seltsame Geografie der inneren Bereiche, ein Gebiet, das nicht nur andere Planeten mit einschloss, sondern auch den Himmel, die Hölle und eine Zwischenwelt, die Swedenborg die Geistwelt nannte.

Obwohl er damals vom Adel gefeiert wurde und später so unterschiedliche Menschen inspirierte wie – um nur einige wenige zu nennen – die Dichter William Blake und Charles Baudelaire, den Dramatiker August Strindberg, den Komponisten Arnold Schönberg und den Zen-Meister D. T. Suzuki (der ihn den Buddha des Nordens nannte), ist Emanuel Swedenborg jenseits des Bereichs der Parapsychologie und der Geschichte verschiedener christlicher Sekten heute ziemlich unbekannt. Leider, denn seine Arbeit sowohl als Wissenschaftler als auch als religiöser Denker verdienen größere Würdigung.

Meist verbindet man den Namen Swedenborg mit einer exzentrischen Form von Christlichkeit, mit der Neuen Kirche, der William Blake einst angehörte (und mit der Swedenborg, nebenbei bemerkt, nichts zu tun hatte, denn die Kirche wurde nach seinem Tod gegründet). Anderen mag gegenwärtig sein, dass Swedenborg erschreckend lange Bücher schrieb, die die Bedingungen des Lebens in Himmel und Hölle in präzisen Details beschreiben. Informationen über diese beiden Orte bekam er bei seinen vielen Besuchen

dort, die er in seinen ungewöhnlichen Trancezuständen unternommen hatte. Weitere mögen in Erinnerung haben, dass Swedenborg einige der überzeugendsten Beweise für Präkognition und Hellsichtigkeit lieferte. Unter anderen bemerkenswerten Beispielen sagte er das genaue Datum und die Zeit seines Todes voraus. Bei einer anderen Gelegenheit »sah« er in Stockholm ein Feuer ausbrechen, als er vierhundert Kilometer entfernt auf einer Dinnerparty saß. Die Gäste waren entsetzt, als Swedenborg die Ausbreitung der Flammen beschrieb, und teilten seine Erleichterung, als er verkündete, dass das Feuer, nur ein paar Haustüren von seinem eigenen Zuhause entfernt, gestoppt wurde. Tage später wurde Swedenborgs Bericht durch einen Boten bestätigt. In einer Zeit ohne Telefone, E-Mail oder Faxgeräte bleibt es ein Geheimnis, wie er von dem Feuer wissen konnte, während er Hunderte von Kilometern entfernt war.

Diese sensationellen Berichte über Swedenborgs übersinnliche Begabungen, die in den meisten Geschichten des Paranormalen nachgelesen werden können, verdecken oft seine wichtigen philosophischen und spirituellen Einsichten. Ob nun Swedenborg tatsächlich den Himmel und die Hölle besucht hat oder nicht, sei dahingestellt – seine Lebensberichte aus den Sphären der Engel und Teufel, die in seinem Buch mit dem passenden Titel *Himmel und Hölle* gesammelt sind, bieten oft lohnende Einsichten darüber, wie wir unser Leben hier auf Erden am Besten leben können. Deshalb beschäftigten sich Menschen wie Helen Keller, Ralph Waldo Emerson, Jorge Luis Borges und der Nobelpreisträger Czeslaw Milosz eingehend mit ihm und rieten anderen dasselbe zu tun. Ich selbst nahm den Rat an und schrieb schließlich ein Buch über Swedenborg. Während ich für ein früheres Buch über den Einfluss des Okkulten auf die westliche Literatur recherchierte, fand ich heraus, dass Dichter oder Romanautoren mit einem Interesse an okkulten Themen oft zu diesem skandinavischen Da Vinci gelangten. Das

passierte so häufig, dass ich beschloss, herauszufinden, was so besonders an ihm war. Und ich bin froh darüber.

Obwohl seine religiöse und spirituelle Arbeit heutzutage durch Studierende und Gruppen, die sich seinen Ideen widmen, die größte Aufmerksamkeit erfährt, bietet auch sein wissenschaftliches Werk viel Lohnendes, ein Punkt, den ich in meinem Buch *Into the Interior: Discovering Swedenborg* darlege. 1688 in eine tiefreligiöse Familie geboren, begann Swedenborg seine Karriere als Ingenieur, und seine praktische Arbeit liefert ein gutes Argument gegen die Klischeevorstellung vom Mystiker als unbeholfenem, weltfremdem Typen. Die vielen praktischen Aufgaben, mit denen sich Swedenborg beschäftigte, schlossen die Konstruktion der Schleusen des Trollhätte-Kanals, der Stockholm mit der Nordsee verbindet, die Entwicklung von Schwedens ersten Salzwerken mit ein und eine bemerkenswerte technische Großtat, nämlich die schwedische Marine während des Krieges mit Norwegen rund 25 Kilometer über Land zu bewegen. Während dieser Zeit wurde Swedenborg zum speziellen Gutachter schwedischer Bergwerke, eine anspruchsvolle Aufgabe, die er neben seinen anderen Pflichten als Mitglied des schwedischen Hofes gewissenhaft erfüllte. Er gab auch das erste schwedische wissenschaftliche Journal heraus: *Daedalus Hyperboreus*, benannt nach dem mythenhaften griechischen Erfinder. Es war eine Art *Popular Mechanics* der damaligen Zeit, zu der er Artikel über Themen beitrug, die von der Metallurgie bis zu mechanischen Erfindungen reichten. Swedenborg verbrachte Jahre damit, durch Europa zu reisen, um einige der wichtigsten Denker seiner Zeit zu treffen, und seine Berichte erregten die Aufmerksamkeit der Mitglieder von Schwedens erster wissenschaftlicher Gesellschaft, der so treffend benannten »Gilde der Neugierigen«.

Swedenborgs mehr spekulative wissenschaftliche Arbeit führte ihn zur Anatomie und dem geheimnisvollen Aufbau des menschl-

chen Körpers wie auch zu den ebenso faszinierenden, von der Kosmologie aufgeworfenen Rätseln: dem Ursprung und der Struktur des Universums. Er schrieb Unzähliges über beide Themen, und in vielen Fällen nahmen seine Einsichten spätere Entdeckungen vorweg. In seinen Forschungen über das Gehirn war Swedenborg z. B. der Erste, der die Existenz von Nervenzellen erkannte. Er erkannte auch die Bedeutung der Stirnhirnlappen für höhere psychische Funktionen wie Vernunft und Rationalität. Er nahm die Ergebnisse der Split-Brain-Forschung vorweg, indem er argumentierte, dass die linke Hirnhemisphäre »maskulin« sei und den rationalen Verstand beherberge und die rechte »feminin« und der Sitz der Gefühle. Wie viele nach ihm sprach sich Swedenborg für die Notwendigkeit der Integration dieser oft gegensätzlichen Hälften aus. Er bemerkte außerdem den Stellenwert des wenig verstandenen Kleinhirns im hinteren Bereich des Schädels als Vorstufe des Großhirns, von dem einige Theoretiker behaupten, dass es der Sitz von paranormalen und mystischen Erfahrungen sei.

In der Kosmologie war Swedenborg der Erste, der die Nebularhypothese der Entstehung von Sonnen und Planeten postulierte, nach welcher die Sterne und Planeten aus einer Gaswolke hervorgehen, eine Hypothese, die normalerweise dem französischen Mathematiker Pierre-Simon Laplace und dem deutschen Philosophen Immanuel Kant zugeschrieben wird. Einiges spricht jedoch dafür, dass Kant erst durch das Lesen Swedenborgs auf diese Idee kam. Swedenborgs Landsmann, der Nobelpreisträger und Wissenschaftler Svante Arrhenius behauptete, dass unter Swedenborgs astronomischen Vorgriffen die Idee war, dass die Länge der Umlaufbahnen der Erde und anderer Planeten um die Sonne mit der Zeit zunimmt und dass sich die Rotation der Erde verlängert und demzufolge auch die Länge eines Tages zugenommen hat. Er legte auch dar, dass Swedenborg als Erster bemerkt hätte, dass sich die Ster-

ne um ihre eigene Achse drehen und in der Milchstraße kreisen. Swedenborg postulierte außerdem die Existenz anderer Galaxien und glaubte, dass diese selbst immense Sternensysteme bildeten. Ein Gedanke, der heute allgemeingültig ist, allerdings in der damaligen Zeit völlig neu war. Er scheint zudem die Art Sterne vorweggenommen zu haben, die Pulsare genannt werden und eine pulsierende Strahlung aussenden, und er hat sich auch sehr stark für ein anthropisch-kosmologisches Prinzip ausgesprochen, welches besagt, dass solch ein Universum wie das Unsere intelligentes Leben hervorbringen *muss*. Swedenborg geht noch weiter, wenn er sagt, dass das Universum erschaffen wurde, *um* Wesen wie uns hervorzubringen. Und der Grund dafür ist, dass der Himmel, zumindest ihm zufolge, von menschlichen Wesen bevölkert sei, die nach dem Tod zu Engeln würden. Da ein Planet alleine nicht genug Menschen produzieren könne, um den Himmel zu bevölkern, so argumentierte Swedenborg, müsse es Myriaden von Welten geben, die von intelligenten Wesen bewohnt seien.

Obwohl so bedeutende Denker wie Goethe von Swedenborgs wissenschaftlichen Werken beeinflusst wurden, waren es seine religiösen und spirituellen Texte, die die größte Wirkung entfalteten. Geschrieben in einem trockenen, oft pedantischen Stil haben Swedenborgs Darstellungen von Himmel, Hölle und der Geistwelt unzählige Leser inspiriert, seit sie vor fast drei Jahrhunderten veröffentlicht wurden. Am radikalsten war damals seine Behauptung, dass Himmel und Hölle eher Seinszustände, d. h. *innere* Zustände des Geistes seien, als tatsächliche Orte, zu denen man nach dem Tod gehen würde. Wir betreten sie, so argumentierte er, nicht als Belohnung oder Bestrafung für unsere Tugendhaftigkeit oder Sünden, sondern durch unsere eigenen Entscheidungen. Jahrhunderte nach Swedenborg formulierte der französische Philosoph Jean-Paul Sartre diese Idee. In seinem Theaterstück *Geschlossene Gesellschaft*

sagte er den berühmt gewordenen Satz: »Die Hölle, das sind die anderen.« Hätte er Swedenborg gelesen, dann hätte Sartre gewusst, dass er nur zur Hälfte richtig lag. Für Swedenborg sind Hölle *und* Himmel in allen von uns. Es sind unsere Entscheidungen im Leben, die bestimmen, wo wir die meiste Zeit verbringen.

Swedenborg »reiste« in den Himmel und in die Hölle durch seine bemerkenswerte Fähigkeit, in Trancezustände einzutreten und für lange Zeit darin zu verweilen. Wie ich in meinem Buch darlege, war er Experte darin, den seltsamen mentalen Zustand der *Hypnagogie* aufrechtzuerhalten, der geheimnisvollen Zwischenrealität zwischen Schlafen und Wachen, in die wir jede Nacht eintreten. Die meisten von uns gehen schnell durch diesen Zustand hindurch, und er ist uns größtenteils unbewusst. Swedenborg hingegen war fähig, für Stunden darin zu verweilen. Im hypnagogischen Zustand kommen bizarre Halb-Träume auf – ähnlich, aber nicht identisch mit den luziden Träumen – in denen wir lebendige Landschaften wahrnehmen und seltsame Stimmen hören. In diesem geheimnisvollen Zustand traf Swedenborg Engel, die mit ihm durch den Himmel und die Hölle reisten.

Swedenborgs Himmel ist sehr vertraut und zugleich sehr fremd. Im Himmel leben Engel in Häusern, essen und arbeiten. »Kein Engel ist untätig«, sagt Swedenborg und seine Berichte darüber scheinen den Verhältnissen auf der Erde ähnlich – nur sehr viel besser. Die Häuser sind schön. Egal wie sie sich wenden, jeder Engel sieht sich Gott gegenüber. Und die Engel lieben sich auch körperlich. In einem seiner letzten Bücher, *Die eheliche Liebe*, in seinen Achtzigern geschrieben, argumentiert Swedenborg, dass die Engel sich in einer für beide gleichermaßen befriedigenden und anhaltenden körperlichen Liebe vereinigen, die einen Grad erreicht, der auf Erden sehr selten ist. Im Himmel treffen wir auch unseren wahren Seelenpartner, der häufig nicht derjenige ist, den wir auf

Erden kennen. Obwohl Swedenborg Geliebte hatte, heiratete er nicht. Manche glauben, der Grund dafür war, dass er eine verheiratete Frau liebte und geduldig auf die Vereinigung mit ihr im Himmel wartete. Obwohl dieser Himmel wie eine Art Fantasie erscheint – nichtsdestotrotz ist er interessanter als konventionelle Ideen von Cherubim, die auf Harfen klimpern –, sind die Bedingungen von denen hier auf Erden sehr verschieden. Zum einen gibt es keine Zeit und keinen Raum, sie existieren nur als »Zustände«. Entfernungen werden im Himmel am Grad der Empathie gemessen, und gleich gesinnte Geister sind einander »nahe«, wo auch immer sie tatsächlich sein mögen. Ähnlich wird die Zeit in Graden des Bewusstseins oder der »Nähe« zum Göttlichen gemessen, dem himmlischen Zentrum, das in die Unendlichkeit ausstrahlt.



Andererseits ist Swedenborgs Hölle, ähnlich wie in Dantes Beschreibungen, ein völlig unangenehmer Ort. Bewohnt von zänkischen Seelen, die sich durch Ströme von Exkrementen bewegen und giftige Dämpfe atmen, gequält von unstillbaren und ununterbrochenen Sehnsüchten, ist Swedenborgs Hölle mehr wie ein Themenpark, basierend auf den Bildern von Hieronymus Bosch. Dennoch, nach Swedenborg haben die traurigen Seelen, die sich dort wiederfinden, bereits die Hölle bewohnt, als sie noch lebten, und die abscheuliche Umgebung, in der sie jetzt leben, ist tatsächlich eine Projektion ihrer eigenen hemmungslosen Lust und Selbstbezogenheit. Eine Aussage ist, dass die Seelen in der Hölle diese dem Himmel *vorziehen*, der für sie ein Ort der Qual wäre – ein Thema, das Bernard Shaw in sein swedenborgisches Werk *Don Juan in der Hölle* aufnahm.

Der faszinierendste von Swedenborgs mystischen Reiseberichten ist vielleicht der, der das beschreibt, was er die Geistwelt nennt. Hier wachen Seelen auf, die seit Kurzem tot sind, und treiben langsam zu ihrem letzten Ziel. Was unseren Ort in der Ewigkeit bestimmt, ist, was Swedenborg unsere wahren Neigungen nennt, das, was uns wirklich im Leben motivierte. Auf Erden können wir eines sagen und dennoch etwas anderes denken, können lächeln, wenn wir jemanden hassen. In der Geistwelt ist dies unmöglich. Hier sind wir das, was wir scheinen oder wie der beliebte Spruch lautet: »Was du siehst, ist, was du bekommst.« Wir können hier niemanden täuschen, auch uns selbst nicht. Swedenborg hatte eine lebenslange Abneigung gegen Scheinheiligkeit und Doppelzüngigkeit, und solche Falschheit ist in der Geistwelt unmöglich. Was bei jemandem »wahr« ist, sind seine oder ihre Intentionen und in der Geistwelt »ist absolut jeder in einen Zustand aufgelöst, in dem er das sagt, was er denkt«. (Sicher ein Ort, den Politiker meiden würden.) Tatsächlich war Swedenborg oft überrascht, mit dem

einen oder anderen Bischof zusammenzustoßen, während ihn seine Engelführer herumführten.

Doch es ist nicht seine Absicht, uns zu erschrecken, damit wir gut werden, eine Taktik die ohnehin nur funktionieren würde, wenn wir *wirklich* gut *wären*, d. h. wenn unsere wahre Zuneigung dem Guten, dem Wahren und dem Schönen gälte, nicht dem Akzeptablen, dem Plausiblen und dem Modischen. Swedenborg ist auch kein Determinist. Unsere wahre Zuneigung zum Edlen und Selbstlosen muss entwickelt werden. Mit Selbstzufriedenheit geht das nicht. Swedenborg fasste es in einer einfachen Maxime zusammen: »Tue das Gute, das du kennst.« Wie in der Hinduvorstellung vom Dharma kann das einfache Aufgaben bedeuten, wie Geschirr abwaschen oder Müll hinausragen. Wenn die Upanischaden uns raten, unsere Pflicht zu tun, ganz gleich wie bescheiden, anstatt die eines anderen zu tun, ganz gleich, wie großartig sie auch sein mag, geben sie einen Rat à la Swedenborg.

Zugegebenermaßen kann Swedenborgs Schreibstil sehr gestelzt und unlesbar erscheinen. Dass er in Latein schrieb, mag etwas damit zu tun haben. Dass er in einer Zeit schrieb, als die Bibel im Zentrum westlichen Denkens stand, schafft auch einige Distanz zwischen Swedenborgs Denken und uns. Es wäre aber schade, wenn diese Hürden Leser davon abhalten würden, ihm zu begegnen. Ein Grund, warum ich mein Buch schrieb, ist, die Quintessenz seiner Ideen unter die Leser zu bringen, denen die Zeit fehlt, sein Werk selbst auszugraben. Falls einige es selbst versuchen möchten, sollten sie mit *Himmel und Hölle* beginnen. Vergessen Sie, ob Swedenborgs Beschreibungen wörtlich wahr sind oder nicht, sehen Sie sie als Parabeln: Begegnungen mit der Seele durch eine Art Reiseführer zu veränderten Bewusstseinszuständen. Die Anstrengung wird nicht umsonst sein, und der aufmerksame Leser wird merken, wie Swedenborg selbst, dass uns Himmel und Hölle selt-

sam vertraut sind. Wie Swedenborg wusste, wählen wir zwischen dem einen und dem anderen mehrmals am Tag.

Weltreligion

von Heinz Grob

Vorbemerkung der Schriftleitung: Der folgende Beitrag wurde als Vortrag am 16. Oktober 2009 während des Herbsttreffens der Gemeinde der Neuen Kirche in Moos-Weiler gehalten. Heinz Grob wollte nicht eine tiefeschürfende Arbeit vorlegen, sondern verfolgte lediglich das Ziel, im Sinne der Vermittlung von Allgemeinwissen Gemeinsamkeiten oder Unterschiede aufzuzeigen.

Religion ist nicht ein vom Himmel gefallenes Gesetz, sondern, wie wir von Swedenborg wissen, das Ergebnis des gemeinsamen Wirkens von göttlicher Kraft (oder Heiligem Geist) und menschlichem Willen. Wir kennen den schwarzgekleideten Mann mit Filzhut und wildem Bart, die selbst bei heißestem Wetter in ein langes Kleid und ein Kopftuch gekleidete Frau und den in einem gelb-orangen Umhang von Haus zu Haus um seine Mittagsmahlzeit bettelnden Mönch. Sie alle sind überzeugt, ihr Erscheinungsbild und das dazu gehörige Verhalten seien Teil ihrer Religion, ihrer Welt und daher unabdingbar.

Religion gilt heutzutage als eine Art von Antiquität, ein Überbleibsel aus früheren, nicht mehr bekannten – und nicht mehr erwähnenswerten – Zeiten und Epochen. Gerade deshalb müssen wir uns mit diesem »früher« befassen, wenn wir uns ein Bild von der ursprünglichen Bedeutung der Religionen machen wollen. Die Welt war damals nicht wie sie heute ist, das ist aber auch alles, was wir mit Sicherheit wissen. Die ältesten Funde menschlicher oder menschenähnlicher Lebewesen wurden bisher in Afrika gemacht; es hat aber auch in Asien Menschen gegeben, die lange vor der Steinzeit

gelebt haben. Es ist denkbar, dass sich die ersten Menschen an wenigen Stellen auf der damaligen Erde – vielleicht sogar zeitgleich – aus unbekanntem Vorläufern entwickelt und allmählich über das gesamte Festland verbreitet haben. Es müsste in der Epoche der Ältesten Kirche geschehen sein, von der uns Swedenborg nirgends etwas berichtet. Zwangsläufig müssen diese Menschen sich bewegt haben, müssen gewandert sein, was ihnen dann für alle Zeiten und Nachfahren in den Knochen geblieben ist. So könnte man erklären, weshalb es immer wieder sogenannte Völkerwanderungen gegeben hat. Wir wissen von Swedenborg, dass eine Wanderung, wenn sie in der Bibel erwähnt wird, einen Aufbruch, den Beginn einer neuen Entwicklung ausdrücken will. Ein Auswanderer bricht ja auch heute noch in ein anderes Leben auf. Vielleicht hat in den wandernden Völkern auch ein innerer Antrieb den Anstoß gegeben; sollte in ihnen noch etwas von der Ältesten Kirche gewirkt haben, wäre das ja sogar wahrscheinlich.

Wir wissen nichts von ihnen. Erst Jahrtausende später haben die Leute begonnen ihr Leben abzubilden – wir denken an die Höhlenzeichnungen – oder sogar zu beschreiben. Die ältesten Quellen stammen aus China und dem vorderen Orient; besonders interessant sind für uns die letzteren, weil ja von ihnen unser Altes Testament stammt. Die alten Juden sind zwar nicht unser Thema, aber wir kommen nicht ohne sie aus, sie sind gewissermaßen omnipräsent und das ist leicht verständlich, wenn man bedenkt, wie grundlegend ihre ältesten Schriften den Menschen beschreiben. Von wem sie verfasst wurden, wissen wir nicht. Sie stammen vermutlich aus der mittleren Epoche der Geschichte des alten Ägypten und enthalten auch Einflüsse aus Mesopotamien, wo es eine ebenso alte Kultur gab. Wenn Einflüsse aus dem Alten Wort stattgefunden haben, kann man sich noch weitere Quellen dazu denken. Es muss gerade die Zeit gewesen sein, als sich die damals übliche

Keilschrift – eine Bilderschrift, im Typus verwandt mit dem Chinesischen – in eine Lautschrift wandelte, in das Althebräische.

Die ganze Tora ist, wie von Archäologen bestätigt wird, Legende. Der oder die Verfasser haben also Geschichten aufgeschrieben, die man sich bis dahin mündlich überliefert hatte. Wieviel davon aus dem Alten Wort stammte, wissen wir auch nicht; es kann aber leicht viel mehr gewesen sein als nur das zweite Kapitel aus der Genesis. Mit größter Wahrscheinlichkeit ist die Geschichte von Abrahams Aufbruch aus dem Osten eine Erinnerung an die schon weiter zurück liegende Wanderung eines ganzen Volkes, der Urhebräer, aus den Syrischen Wüsten in das vermutlich besser bebaubare Hügelland Palästinas, wo es geblieben ist und sich zu Israeliten und Juden entwickelt hat. Die ganze Erzählung, wie Abraham zu seinen zwei Söhnen gekommen ist, zu Ismael, dem Sohn der Hagar und Isaak, dem Sohn von Sarah, und von allem, was nachfolgt über Jakob und Joseph bis zu Moses und Aaron ist also möglicherweise nicht einmal Legende, sondern Dichtung, inspirierte Dichtung – es sei denn, die Ursprünge lägen ebenfalls im Alten Wort, was jedenfalls nicht völlig auszuschließen ist. Von all dem kann die Wissenschaft nichts wissen, weil noch nie jemand nach den Spuren dieser geheimnisvollen Offenbarung gesucht hat. Man kann aber abkürzend den Schluss ziehen, die Geschichte der Israeliten beginne östlich des Jordan im selben Gebiet wie die des Islam einige tausend Jahre später. Es ist deshalb sicher kein Zufall, dass der Koran so intensiv auf die israelitische Geschichte Bezug nimmt.

Über die Abstammung des Abraham wissen wir ebenso wenig Genaueres wie über die von Muhammad, der einfach ein »Araber« gewesen ist. Betrachtet man nämlich deren Vorgeschichte, so erhält man den Eindruck, sie müssten aus einem Völkergemisch hervorgegangen sein, ähnlich wie wir hier im zentralen Europa. Etwas anders verlief die Geschichte in Indien. Von dort wissen wir, dass

von der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus eine Einwanderung aus dem zentralen Asien stattgefunden hat, und zwar durch ein arisches Volk, das eine Schrift besaß und uns zahlreiche Zeugnisse hinterlassen hat in Sanskrit, einer indogermanischen Sprache, die wir schon wesentlich länger lesen können als die Keilschriften aus Ägypten und Mesopotamien. Soviel also zur Vorgeschichte.

Geht man davon aus, die Welt mit allem Drum und Dran sei geschaffen worden, muss man logischerweise einen und nur einen Schöpfer postulieren, der somit für alle Bewohner sämtlicher Erdkörper verantwortlich ist. So wie wir uns diesen Schöpfer vorstellen, besteht seine Wesensart darin, sich mit all seinen Geschöpfen ununterbrochen zu beschäftigen und sich ihnen auch auf irgendeine sanfte Art und Weise bekannt zu machen. Es muss also auf jedem noch so kleinen Fleck unserer Erde eine Religion geben oder gegeben haben, die sich auf diesen Schöpfer, unseren Gott, bezieht. Mit anderen Worten: Mayas, Inkas, Inuit, Tussis, Maoris etc. etc. müssen auf ihre besondere Art irgendwann einen Gottesdienst gepflegt haben – es sei denn, sie seien in ihre Lebensräume erst eingewandert, als sie von dieser Gottesverehrung bereits zu einem Götzendienst abgefallen waren. Es handelt sich da um Zeiträume, die von den Völkerkundlern und Archäologen nur ungefähr, von den Religionshistorikern überhaupt nicht definiert werden. Wir können die Entwicklung also nur auf Grund von Analogieschlüssen nachzeichnen. Die Vorgänge, die in der Tora beschrieben werden, beziehen sich nicht speziell auf die Vorfahren der Juden, sondern auf den Menschen im Allgemeinen und geben im Grundsatz wieder, was sich vermutlich auf der ganzen Welt – vielleicht sogar zur selben Zeit – auf diesem Gebiet abgespielt hat.

Was wir wissen ist, dass auf allen Erdteilen ein Götzendienst zugange war mit mehr oder weniger grausamen Ritualen, weil der

Mensch offenbar schon seit langem Freude am Quälen und Töten hatte. Unterschiedlich verhielt sich bei den verschiedenen Völkern das Tempo der Zivilisation. Mit dieser verschoben sich die Lebensgewohnheiten mehr und mehr vom Gottesdienst weg zu säkularen Vorgängen, die sich allerdings in ihrer Struktur nicht stark von jenen unterschieden. Die Römer haben längst ihren Göttern keine Menschenopfer mehr dargebracht, haben aber ihre Freude an den Gladiatorenkämpfen und Christenverfolgungen deutlich ausgedrückt. Man darf vielleicht die spanischen Stierkämpfe noch als ein spätes Abbild jener Volksbelustigungen betrachten.

Es gibt also drei miteinander verwandte Religionen, die sich auf ein und denselben Schöpfer beziehen, auf Jehovah, Jesus Christus und Allah, nämlich das Judentum, das Christentum und den Islam. Wir wollen als Ergänzung dazu den Buddhismus betrachten, die einzige weitere Weltreligion, die ohne Götzen und Götter auskommt.

Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich für mich der Anreiz, in den Religionen nach Gemeinsamkeiten zu suchen oder zutage tretende Gegensätze als bloße Unterschiede zu entlarven.

Islam

Den Anfang soll eine kurze Betrachtung der Entstehungsgeschichte des Koran bilden:

Mohammed – oder Muhammad, wie ihn die Araber nennen – hat je etwa 30 Jahre vor und nach 600 gelebt. Er entstammte einer alteingesessenen Kaufmannsdynastie, konnte jedoch weder lesen noch schreiben. Ihm erschien der Engel Gabriel und informierte ihn darüber, dass ihm nun der Koran offenbart würde, eine Folge von Texten, die in 114 sogenannten Suren zusammengefasst sind. Muhammad erzählte oder, wie sie es nennen, rezitierte diese Suren jeweils und behielt sie in seinem Gedächtnis, was desgleichen auch

die Zuhörer taten, anfangs naturgemäß nur wenige; ihre Zahl nahm aber ziemlich schnell zu. Aufgeschrieben wurden die Suren erst nach Muhammads Tod, als man danach trachten musste, sie für die Nachwelt festzuhalten, und zwar von einem nahen Bekannten Muhammads. Es ist somit klar, dass diese schriftliche Fixierung den »Originalen« nicht vollständig entsprechen kann, auch folgt ihre Anordnung weder einem inhaltlichen noch einem zeitlichen System; sie sind ab Sure 2 mehrheitlich nach ihrer Länge aufgereiht: Sure zwei zählt 286 Verse, die Nummer 3 noch 200, die Nummer 50 hat 45, die letzte noch 6 Verse. Ob wenigstens der Inhalt der einzelnen Suren in seiner Abfolge der wirklichen Offenbarung folgt, kann logischerweise niemand wissen. Ihre abrupten Themenwechsel wirken mindestens auf einen christlichen oder jüdischen Leser befremdlich.

Wie oft Gabriel erschienen ist, lässt sich nicht ganz klar erkennen, es scheinen aber Gespräche zwischen ihm und Muhammad stattgefunden zu haben. Dass unter Gabriel kein Erzengel verstanden werden kann, hat uns Swedenborg erklärt. Wir müssen davon ausgehen, dass Muhammad von einer besonderen Gruppe von Engeln betreut worden ist, die uns vom Evangelium des Lukas her aber auch vom Propheten Daniel bekannt ist, der vom »Mann Gabriel« eingehend unterrichtet worden ist. Diese Parallele zu Muhammad ist also ganz offensichtlich. Es gibt in der 17. Sure (mit Überschrift *Nachtfahrt*) im Vers 87 den Hinweis: »Und sie werden dich über den Geist befragen.« – Mit »Geist« ist nach Ansicht verschiedener Sachkundiger Gabriel gemeint, weil es in der als Nummer 53 eingereichten Sure in den Versen 4 und 5 heißt: »Er (der Koran) ist nichts als eine offenbarte Offenbarung, die ihn gelehrt hat der Starke an Kraft«, und damit könne nicht ein »Geist« im üblichen Sinn gemeint sein. Es wird im Übrigen an verschiedenen Stellen auf ihn als den »Gesandten« verwiesen. – Und es geht weiter:

»Der Geist ist auf den Befehl meines Herrn« – hier wird ergänzt »erschaffen«; »euch aber ist nur wenig Wissen hiervon gegeben.« Die Lehre des Koran wäre damit also ganz konsequent und hielte an einer seiner wesentlichsten Aussagen durch die Bank fest: Gott versichert immer wieder, er sei der eine und einzige Schöpfer aller Dinge und die Polytheisten – oder in anderen Übersetzungen vereinfacht: Götzendiener – seien der Hölle verfallen. Mit Polytheisten sind allgemein Verehrer von mehr als einer Gottheit gemeint. Ein von Ewigkeit her stammender Erzengel hat in dieser Sicht keinen Platz.

Der Koran umfasst lediglich die Texte, die Muhammad als Offenbarung empfangen hatte. Alles was er nach deren Beendigung noch erklärte und verbreitete und was seine Gefährten und Mitstreiter dazu ergänzten, ist von diesen zusammengefasst und festgehalten worden, gilt quasi als eine dem Koran ebenbürtige Glaubensquelle und trägt die Bezeichnung Sunna; wer in seiner Religion auf sie baut, ist damit ein Sunnit. Es gibt daneben noch die Schia, die besonders im Iran hochgehalten wird. Sie geht auf Muhammads Schwiegersohn Ali zurück, von dem sie behauptet, er habe als erster den Koran aufgeschrieben und zwar in einer anderen Reihenfolge der Suren. Neutrale Beobachter bezweifeln das und gehen davon aus, er habe mit großer Wahrscheinlichkeit dieselbe Handschrift benutzt. Tatsache ist, dass der Schreiber ermordet wurde, worauf ein Bürgerkrieg folgte, als dessen Spätfolgen sich Sunniten und Schiiten immer noch bis aufs Blut bekämpfen. Das kommt uns in Erinnerung an Nordirland ziemlich bekannt vor. In beiden Auseinandersetzungen ist davon auszugehen, dass die wenigsten Beteiligten überhaupt wissen, wo und worin die wirklichen Ursachen des Zwistes liegen.

Der Koran ist also eine Offenbarung, was auch der Name selbst bedeutet. Islam heißt folgerichtig die Anbetung des wahren Gottes

und der Muslim ist der entsprechende Anbeter. In diesen Benennungen drückt sich deutlich der Universalitätsanspruch aus, vergleichbar dem Verhalten der katholischen Kirche zur Zeit der Inquisition und später der Missionstätigkeit.

Der Koran richtet sich an die Leute von Muhammads Volk und Land. Das ist eine ziemlich uneinheitliche Gesellschaft, bestehend aus Beduinen, Bauern, Kaufleuten und Adligen. Der Bildungsgrad ist entsprechen unterschiedlich, weshalb es nicht verwunderlich ist, dass in den Texten immer wieder von den Schriftbesitzern die Rede ist. Gemeint sind vorwiegend Juden, sicher aber auch Christen, die lesen konnten und Testamente besaßen. Sie alle mussten natürlich in besonderem Maß von der allgemeinen Gültigkeit der Suren überzeugt werden.

Nun soll auszugsweise auf deren Inhalt bzw. Schwerpunkte eingegangen werden. Da ist zunächst eine allgemeine Feststellung am Platz, die eher die Form betrifft. Wir sind von der Bibel her gewohnt Geschichten zu lesen oder – in den Propheten und Psalmen – Bilder vorzufinden. Im Gegensatz dazu äußert sich der Koran mehrheitlich in Anweisungen, die den Gläubigen direkt ansprechen. Es gibt auch da einige Typen, denen man immer und immer wieder in fast identischer Form begegnet: Man solle an den alleinigen Schöpfer und an den Jüngsten Tag (oder das Jüngste Gericht) glauben, die Gebete verrichten und genügend spenden. Obwohl in besonderen Zusammenhängen auch besondere Wünsche geäußert werden, erschöpft sich doch der Anspruch des Koran im Wesentlichen in diesen wenigen Forderungen.

Ein alleiniger Schöpfer, das ist der Jehovah des Alten Testaments, der »eifersüchtige Gott« des zweiten mosaischen Gebotes. Wir sehen darin einen ersten Hinweis auf die Tora, die wesentlichste Grundlage des Koran. Die häufig wiederkehrende Erwähnung »Jüngster Tag« oder »Jüngstes Gericht« ist eine Art von Kurzfas-

sung für einen Glauben an das ewige Leben, das gelegentlich in einer knappen Schilderung des Paradieses erwähnt wird, als ein Land, in dem Ströme voller guter Dinge fließen und ein Leben in Freude und Liebe auf die Gläubigen wartet.

Die Gebete. Der Koran bezieht sich dabei auf die Kaaba, dieses seltsame Bauwerk bei Mekka, das nach islamischer Auffassung von Abraham und besonders Ismael stammt und ein Zeugnis des ursprünglichen wahren Glaubens ist. Zur Erinnerung: Ismael ist der Sohn der Hagar, der ägyptischen Magd der Sarah, die damals noch Sarai hieß. Die Ehefrau als Symbol der Neigung zum Wahren kann kein Kind haben und schlägt deshalb ihre Magd vor, die als Ägypterin ein Sinnbild des noch äußerlichen Wissens ist. Die Verbindung zur Kaaba ist damit schon ziemlich deutlich: auch sie ist das Symbol eines noch nicht gereiften Wissens oder Glaubens. Dieser baut jedoch auf dem Wissen auf. Wissen kommt zuerst, der Glaube schließt sich an, wenn das Wissen verinnerlicht ist und als Grundlage für gutes Handeln angewendet wird. Nun soll sich der Muslim fünf mal am Tag im Gebet nach Mekka richten. Das ist ganz klar ebenfalls eine Äußerlichkeit; der Sinn besteht aber vermutlich darin, dass er sich dadurch seiner Situation als Geschöpf Gottes bewusst bleiben soll und ein innerer Sinn sagt uns, er solle sich um die Erkenntnis bemühen, dass ein Wissen notwendig ist, um zu einem echten Glauben fortschreiten zu können. Dieses Gebet ist also gleichsam das, was wir aus der Bibel als den Buchstaben kennen, enthält aber im Inneren den gleichen Aufruf zur Wiedergeburt, wie ihn die Bibel überall verkündet.

Spenden oder Almosen sind schon den alten Israeliten aufgetragen. Sie sind im Bereich der Taten dasselbe, was die Gebete in den Gedanken, nämlich die bescheidene, noch nicht verinnerlichte Zuwendung zum Nächsten. Wir sehen daraus, dass der gesamte Koran genau wie das Alte Testament auf einem Buchstaben aufbaut,

dessen innerer Sinn verhältnismäßig einfach zu erkennen ist – oder wäre, wenn man im Bereich der Muslime auf die Idee käme nach so etwas zu suchen. Ihnen fehlt ganz offensichtlich noch der Swedenborg oder der Initiator einer intensiveren Betrachtungsweise.

Ganz allgemein kann man zum Eindruck gelangen, der Koran sei ein ziemlich äußerliches Machwerk, weil es darin nämlich Bezüge zu historischen Abläufen gibt, die zum heutigen Menschen keinerlei Bezug mehr haben. Muhammad musste Mekka verlassen, weil sich eine Mehrheit der Bewohner gegen den neuen Glauben wandte. Diese Mehrheit bestand aus einem Gemisch arabischer »Götzendiener und Schriftbesitzer«, vor allem Juden, die sich nicht von Gabriel belehren lassen wollten und polytheistischen Christen. Mit diesen waren natürlich die damals schon stark katholischen Papisten gemeint, die erstens Jesus für einen Sohn von Ewigkeit hielten und außerdem an eine Mutter Gottes glaubten. Dass dann immer mehr Heilige noch hinzu kamen, hat das Ansehen des Christentums im Islam nicht verbessert. Wir sind und bleiben in den Augen der Muslime Ungläubige, die dem höllischen Feuer verfallen werden.

Muhammad verzog sich nach Medina, wo er eine bessere Aufnahme fand und von wo aus er mit Worten und Waffen um die Ausbreitung des Islam kämpfte. Dieser Moment, gilt bei den Muslimen als der eigentliche Beginn des Kampfes um den »Islam«, sie haben ihm den Namen Hedschra gegeben; er ist auch der Beginn ihrer Zeitrechnung. Einige Suren beziehen sich nun eindeutig auf diese Auseinandersetzungen. Wir können uns fragen, was sie wohl in einer Offenbarung zu tun haben. Vergleichen wir sie aber mit der Eroberung Kanaans, müssen wir sie als sehr wohl passend ansehen. Auch Josef, eine der wichtigsten Identifikationsfiguren des gesamten Koran, musste ja erst von Potiphar weg ins Gefängnis, bevor er zum Pharao aufsteigen konnte. Es ist recht erstaunlich, wie viele

Parallelen zu unseren Anschauungen der Koran zeigt, wenn man ihn mit offenen Augen und unvoreingenommen betrachtet. Man darf vielleicht daraus schließen, dass er durch seinen Bezug zu den Geschichten der biblischen Väter (bis und mit Moses) gar nichts anderes enthalten kann als eben die uns aus derselben Quelle bekannte Beschreibung der geistigen Entwicklung des Menschen. Würde den Muslimen eine andere Deutung des Begriffes »Gottes Sohn« bekannt, wäre auch bei ihnen vielleicht die Offenbarung eines Neuen Testaments möglich.

Buddha

Der Buddhismus wurde in Indien geboren, wo er inzwischen nur noch wenig zu bedeuten hat. In Indien lebte seit unbekannter Zeit eine Bevölkerung von einfachen Bauern. Ihr Land, gemeint ist hier wesentliches das Gangestal, wurde – wie bereits angedeutet – schon ab Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. im Lauf einer Völkerwanderung von indogermanischen Stämmen eingenommen. Diese verfügten über eine Art von Staatssystem, in dem die vier Gruppierungen bestanden, die sich später als die bekannten Kasten etablierten: die Priester (Brahmanen), der Adel (bei uns Ritter), die Händler und freien Bauern, die unterworfenen Bevölkerung, die teilweise zu Unberührbaren, den Paria, wurde.

Aus der Kaste der Vornehmen, aus einer wohlhabenden Familie, tat sich im 5. vorchristlichen Jahrhundert Siddharta Gautama hervor, indem er sich gegen die zunehmende Gewalt der Brahmanen wandte, die über verschiedene Privilegien verfügten, so über den Absolutismus in Sachen Religion und in der Beurteilung der Handlungen weltlicher Herrscher im Sinn dieser Religion, woraus auf dem Weg über Werbegeschenke ihr Reichtum wuchs. Eine Art von Filz also. Als Gegenbewegung taten sich die Asketen hervor, die auf alle Reichtümer und Bequemlichkeiten des Lebens verzichte-

ten. Die mehr und mehr übervorteilte Bevölkerung, vor allem die Kaufleute unterstützten diese Asketen. So ist es kein Wunder, dass Siddharta sich zu diesen gesellte, auch weil ihm der Glaube an die beiden Hauptgötter Shiva und Vishnu missfiel. Nachdem eine ziemlich extreme Lebensweise im Sinn von Armut ihm keine Befriedigung brachte, kehrte er zu einer Art von Normalität zurück, befasste sich aber intensiv mit Meditation und gelangte so zur Erleuchtung. Ab jetzt ist er Buddha.

Er streifte mit zunächst wenigen Anhängern lehrend durch das Land. Nachdem es viele geworden waren, bildeten sich getrennte Gruppen und aus diesen wuchsen mit der Zeit die Klöster heraus. Es passierte, was bei Muhammad auch passiert war: irgendwann starb Buddha und seine Lehren waren nur gehört aber nicht geschrieben worden. Es gab wohl Mönchsversammlungen, die versuchten, dieses Gehörte unter einen Hut zu bringen. Aufgeschrieben wurde es erst 100 Jahre n. Chr.

Buddha änderte wenig an den bestehenden Zuständen; die Kasten blieben bestehen, aber ihre Angehörigen galten im religiösen Sinn als gleichberechtigt. Er schaffte auch den Glauben an die Götter nicht ab, drängte ihn jedoch in den Hintergrund. Er war ein Mann des Ausgleichs und des Mittelwegs.

Seine Lehre klang zunächst sehr einfach, indem er vier edle Wahrheiten verkündete:

1. das Leben besteht immer aus Leiden
2. es geht darum zu erkennen, dass die menschlichen Begierden das Leiden bedingen
3. daher müssen diese Begierden überwunden werden.
4. es gibt einen achtfachen Pfad zum endgültigen Frieden.

Dieser achtfache Pfad enthält nun seine einzigen Anweisungen, wie das Leben zu gestalten sei:

1. die aufgezählten Wahrheiten aufnehmen und verstehen

2. über sie nachdenken
3. die persönlichen Wünsche und Begierden überwinden
4. die eigene Rede kontrollieren, nur Wahres sagen
5. nur Gutes tun; alle Lebewesen, auch Tiere, beschützen
6. den Geist durch Meditation vor üblen Einflüssen schützen
7. sich bei allen Verrichtungen des täglichen Lebens kontrollieren
8. sich von der Welt durch Versenkung lösen

Um diese Ziele zu erreichen, soll der Mensch alle Extreme vermeiden und sich immer der Hauptmaxime bewusst bleiben: Er ist nichts, er besitzt kein eigenes Ich, er hat nicht Teil an irgendeiner Ewigkeit, stirbt er zum letzten Mal, bleibt von ihm gar nichts übrig. Zunächst allerdings erwirbt er durch alles, was er tut oder nicht tut, ein gutes oder schlechtes Karma. Dieses bildet seine Substanz, die ihn wieder durch eine Reinkarnation ins Leben zurück holt. Erst wenn dieses Karma auf dem Weg über Meditation und Erleuchtung völlig ausgelöscht ist, wenn der Mensch sein Leiden für nicht real und nicht mit der Welt verbunden erkennt, verschwindet er ganz und endgültig.

Aber genau aus dieser Maxime ergaben sich Probleme, was den Buddha selbst betraf. Da er nach völliger Erleuchtung starb, konnte auch von ihm nichts mehr übrig geblieben sein. Diese unangenehme Konsequenz führte allmählich zu einer ziemlich großen Zahl von Spezifizierungen und damit auch zu Spaltungen innerhalb des gesamten Buddhismus. Es gab zunächst eine orthodoxe Richtung, Theravada genannt, in der das Heil, also die Erleuchtung, nur den Mönchen zugänglich war, und eine liberale, die dieses Heil für alle Gläubigen postulierte. Beide gingen aber von Heiligen aus, die bereits einige Erleuchtung hinter sich hatten und entsprechendes Ansehen genossen.

Die Mönche hatten auf jeden Besitz zu verzichten, sie lebten von Betteln, genossen zwei Mahlzeiten am Tag, eine am Morgen aus Vorräten und eine noch vor dem Mittag aus dem Erbettelten. Für die Geber bedeutete das einen Gewinn an gutem Karma. Der Nachmittag galt der Meditation, der Natur und dem Unterricht. Männer standen höher als Frauen, denn die genannten Begierden bestanden wesentlich aus der Sexualität und für deren Erregung waren die Frauen die Ursache. Es sollte also auch keine Nonnen geben. In diesem Punkt ließ sich Buddha dann endlich erweichen, aber die Frauenklöster mussten abseits stehen und genossen wenig Ansehen.

Als Gegenpol entwickelte sich das Mahayana, eine Religion, die vor allem dem Nichts, dem Nirwana anders gegenüber stand. Um eben dem Buddha, aber nicht nur ihm, eine Art von Überlebenschance zu sichern, wurde ein Nirwana des »Reinen Landes« erfunden, in dem besondere Leute auch wiedergeboren werden um dort weiterzuleben. Für Buddha selbst wurde eine dreigliedrige Existenz entwickelt: er war ein kosmisches Wesen, ein transzendentes, das vielleicht in so einem Reinen Land lebte und seine körperliche Lebenszeit war eine Projektion dieser beiden.

Hier können wir eine begrenzte Parallele zu unserem Gott vermuten, allerdings eine, die nur für unseren Kreis Gültigkeit besitzen kann: Der Buddhismus verzichtet zwar deutlich auf einen Gott. Das kann nur heißen, es könne für ihn kein Wesen geben, das über eine unbegrenzte schöpferische Macht verfügt, denn das Ziel ist ja das absolute Nichts. Also ist dieser kosmische Buddha als eine Abstraktion zu verstehen, als eine Benennung des bloßen aber nicht aktiven Seins, ein ganz untätiger Gott Vater. Der transzendente Buddha dagegen ist lebendig und damit anrufbar. Er kann Hilfe bringen für einen Menschen, der sich in einer inneren Not befindet und nach Erleuchtung strebt, also zum Beispiel im Lauf einer

Meditation. Eine Art von Heiligem Geist. Und es hat den körperlichen Buddha wirklich gegeben, an dessen Gegenwart man sich allerdings nicht mehr genau und deshalb auf ganz verschiedene Weise erinnert.

Es gibt nun neben diesem Allvater eine Anzahl von Helfern, den Bodhisattvas, Erleuchtete, die bewusst auf das Auslöschen im Nirwana verzichteten, um mit ihrem Wissen den Menschen helfen zu können. Auch sie sind anrufbar, werden wie Buddha selbst in den großen Klöstern als Figuren dargestellt und bilden die dort übliche Art von Altären, vor denen man niederkniet und betet. Es gibt auch eine Theorie, die den körperlichen Buddha selbst für einen solchen Bodhisattva hält, der noch einmal auf die Erde zurück gekommen sei, denn nur ein solcher könne das Maß an Erleuchtung erringen, wie es Buddha zuteil geworden sei. Diese Deutung gerät stark in die Nähe von Gottes Sohn und den katholischen Heiligen.

Der Buddhismus hat sich von Indien aus langsam in ganz Ostasien ausgebreitet, beginnend in Sri Lanka bei den Singhalesen, die bis heute die Feinde der hinduistischen Tamilen geblieben sind. Dann ging es weiter über Südostasien nach China und Japan und auch nach Tibet. Überall spielten wie einst bei uns und später im Islam die weltlichen Herrscher eine große Rolle, indem sie die eine oder andere Richtung bevorzugten. Da der Buddhismus bewusst an den bisherigen Zuständen wenig ändern wollte, schlichen sich in den verschiedenen Gebieten Lehren, Riten und andere Einflüsse aus den vorher bestehenden Religionen ein, besonders deutlich zu erkennen in China. Der Chinese gilt als ausgesprochen pragmatisch. Ihm entspricht deshalb die eher staatspolitisch wirkende Lehre des Kung Fu Tse wesentlich besser als der Buddhismus. Dieser konnte sich dort deshalb nur während beschränkter Zeit halten. In Japan dagegen bildete sich eine besondere Richtung aus,

der Zen-Buddhismus, in dem es für alle ein erreichbares (aber nicht von jedem erreichtes) Paradies gibt. In Tibet wiederum ist die Idee der Bodhisattvas am stärksten ausgebildet. Ein solcher soll seit etwa 600 Jahren immer von neuem geboren werden. Wir kennen ihn als Dalai Lama.

Rückblickend stellen wir fest, dass Judentum, Christentum und Islam echt verwandt sind, denn sie beruhen auf dem Glauben an einen Schöpfergott, während der Buddhismus mit seinem »Nichts« dem Begriff Gott absolut entgegensteht; für ihn gibt es weder Schöpfer noch Schöpfung. Der Islam dagegen bezeichnet Allah ausdrücklich als unentwegt tätig, von Ruhe nach getaner Arbeit könne bei ihm keine Rede sein. Auch gilt Allah als barmherzig, verzeihend und großmütig. Ein Jude oder Nazarener, der ordentlich lebt, kann von diesem Gott wohl aufgenommen werden.

An dieser Stelle scheint es mir illustrativ, auf eine Gesellschaft zu blicken, die zwar keine Weltreligion bildet, deren Mitglieder aber immerhin in sämtlichen Ländern der westlichen Welt zu finden sind: Eckankar. Diese Leute vertreten eine eigene Religion, die irgendwie in die Lücke zwischen den ersten drei und dem Buddhismus passt. Sie kennen ein göttliches Schöpferwesen, das sich jeder menschlichen Anschauung entzieht, jedoch unentwegt tätig ist. Zu seinen Schöpfungen zählen unzählige Seelen, die nach Maßgabe seiner Weisheit auf der Erde geboren und wiedergeboren werden. Ihr Ziel ist aber nicht die Loslösung von allem Irdischen, sondern die persönliche Reifung und Vervollkommnung, die bei ihnen fast hierarchische Züge annimmt. Ein Mensch kann sich durch Ausbildung – und Anwendung des Gelernten – in die Höhe arbeiten, die ihm eine Neugeburt erspart. Wer soweit ist, besitzt aber die Überzeugung, bereits mindestens einmal ein ganzes Leben geführt und dabei wenigstens die Grundsätze begriffen zu haben. Man erkennt darin deutlich buddhistische Züge, kann sich aber

mit der ausdrücklich verlangten tätigen Liebe ganz gut vertragen. Außerdem vertreten die Eckisten die Ansicht, ihre Lehre sei in ihrem Keim uralt, älter als jede Religion auf unserer Erde. Sie könnten damit auf das Alte Wort zurückgreifen, von dem sie allerdings offiziell nichts wissen.

Kompliziert wird es, wenn man das Verhalten der Menschen untereinander vergleicht. Ginge man von den alten Vorstellungen aus, wäre es einfacher. Alle Religionen kennen den Begriff »gut«, gewichten ihn allerdings verschieden. So wie im neukirchlichen Christentum erscheint er nirgends. Bei den Juden wissen wir Bescheid, im Islam ist Güte angebracht, solange es sich beim Gegenüber um einen Gläubigen oder einen Bekehrbaren handelt. Ist dieser allerdings ein Christ oder sonst ein Polytheist, braucht man sich nicht um ihn zu kümmern, es sei denn er könne beweisen, dass er den rechten Glauben habe. Der Buddhismus hält es mit den Negativa: man soll niemandem etwas zuleide tun, man soll ja auch das Böse in sich selber bekämpfen, aber es gibt keinen »Nächsten«. Immerhin könnte man in beiden Religionen wenigstens unter sich recht friedlich leben. Die Eckisten nennen das Tun von Gutem dienen, haben aber keine klaren Vorstellungen, wohin und wie weit sie damit zu gehen haben. Ihre Lernziele jedenfalls sind an einer undefinierbaren Ethik orientierte Menschenprodukte.

Zugegeben, die Anweisungen und Lehrsätze sind überall sehr stark verklausuliert. Gott will ja gerade nicht, dass wir einfach ablesen, was wir zu tun haben. In der Bibel sind es die vielen Bilder, die wir zu diesem Behuf zu deuten haben, im Koran scheinen es mir die sich oft scheinbar widersprechenden Anweisungen zu sein, die man in einen Zusammenhang bringen muss. Nun haben aber, genau wie in den christlichen Kirchen, die späteren Jahrhunderte wohl vor allem aus diesem Grund eine Unzahl von Präzisierungen, Einschränkungen, Erweiterungen und anderen »Verbesserungen«

angebracht, sodass kaum noch jemand weiß, was die eigene Religion eigentlich für Ziele hat. Menschen sind offenbar auf der ganzen Welt weiser als ihr Schöpfer und korrigieren seine Vorgaben, wo es immer möglich ist. So entstehen die Religionskriege, so entsteht der Rassismus; die Ursachen liegen meistens in einem vorwiegend äußerlichen Fundamentalismus, der mit Religion gar nichts mehr zu tun hat. Es gibt beispielsweise im Koran keinen Hinweis zur Beschneidung, auch nicht zu den Kopftüchern oder zur Burka; die Frauen sollen sich züchtig kleiden, lautet einzig die Anweisung. Aber es gibt in der Bibel auch keine Angaben zu den Heiligen und ihren Festen, auch nicht zum Rosenkranz und den Maiandachten, nicht zu den Trachten der Mönche und Nonnen und schon gar nicht zur Hierarchie im Katholizismus. Also wollen wir zu diesem Thema lieber schweigen.

Genesis 2

Ein Kommentar von Thomas Noack

Vorbemerkungen

Swedenborg hat Genesis 2 in »Himmlische Geheimnisse« 73 bis 167 ausgelegt. Dort kann man beim Meister selbst in die Schule gehen. Welcher besonderen Aufgabe will sich demgegenüber mein Kommentar stellen? Selbstverständlich geht es auch mir am Ende um den geistigen Sinn. Allerdings will ich nicht in erster Linie Swedenborgs Auslegung nacherzählen oder zusammenfassen. Die Lektüre von HG 73 bis 167 setze ich mehr oder weniger voraus. Mein besonderes Interesse gilt vielmehr zwei Punkten. Zum einen möchte ich mein Augenmerk mehr als Swedenborg auf die Anatomie des Textes richten. Denn wenn es stimmt, dass der innere Sinn im äußeren ebenso erkannt werden kann, wie die Seele

im Leib (siehe Swedenborgs anatomische Studien), dann ist das Studium der Anatomie des Textes die Grundlage der Entsprechungswissenschaft. Zum anderen hat sich das Wissen rund um die Bibel seit dem 18. Jahrhundert sehr vermehrt, woraus sich die Notwendigkeit ergibt, Swedenborgs Auslegung auf die Höhe des heutigen Kenntnisstandes zu bringen. Diesen Erfordernissen muss sich die neukirchliche Exegese stellen.

Die Grundlage meiner Exegese ist der Text der hebräischen Bibel. Für die meisten Leser wird er aber nur in einer deutschen Übersetzung zugänglich sein. Deswegen schlage ich das folgende Vorgehen vor: Da es die vollkommene Übersetzung nicht gibt, sollte man mehrere vergleichen. Anschließend gilt als Faustregel: In den Fällen, in denen sie inhaltlich übereinstimmen, kann man davon ausgehen, beim Sinn des Grundtextes zu sein. Wenn sie jedoch auseinandergehen, ist anzunehmen, dass der Sinn des Grundtextes aus welchen Gründen auch immer nicht eindeutig ermittelbar ist. In diesen Fällen kann ein Kommentar weiterhelfen. Um auf diese Weise arbeiten zu können, muss man sich einen Bibelkorb zusammenstellen. Meiner besteht aus eher wörtlichen Übersetzungen. Was heißt das? Der englische Satz »It's raining cats and dogs« kann im Prinzip auf dreierlei Weise übersetzt werden. Erstens: »Es ist regnend Katzen und Hunde.« Das ist die Wort-für-Wort-Übersetzung. Zweitens: »Es regnet Katzen und Hunde.« Das ist die wörtliche Übersetzung.¹ Und drittens: »Es gießt in Strömen.« Das ist die freie oder sinngemäße oder kommunikative Übersetzung. Gegen eine gelungene freie Übersetzung, die den Sinn *vollständig* in die Zielsprache überträgt, ist an und für sich

¹ Manchmal wird die wörtliche Übersetzung auch die philologische genannt. Aber manchmal werden die wörtliche und die philologische auch unterschieden. Dann gilt: Die philologische Übersetzung verfährt gegenüber der ausgangssprachlichen Wortfolge etwas freier als die wörtliche.

nichts einzuwenden. In der Praxis zeigt sich aber, dass die meisten freien Übersetzungen den Sinn vieler Bibelstellen nicht ausreichend erfassen, so dass der Leser in hohem Maße den Meinungen der Übersetzer ausgeliefert ist. Wenn ich dennoch eine kommunikative Übersetzung empfehlen sollte, dann die Neue Genfer Übersetzung, die aber noch nicht vollständig vorliegt. Zu den Wort-für-Wort-Übersetzungen kurz dies: Obwohl Swedenborg in seinem bibelexegetischen Hauptwerk »Arcana Caelestia« eine Übersetzung hat, die dem Wort-für-Wort-Typ sehr nahe kommt, möchte ich diesen Typ dem, der keine Kenntnisse der biblischen Sprachen hat, ebenfalls nicht empfehlen, denn er enthält einen schwer verständlichen, gelegentlich sogar unverständlichen Text.² So empfehle ich für den Bibelkorb den mittleren Weg wörtlicher oder philologischer Übersetzungen und konkret die folgenden Bibeln: 1. Die Elberfelder Bibel von 2006. Das ist die wörtlichste Bibel. 2. Die Zürcher Bibel von 2007. Das ist die wohl zuverlässigste philologische Bibel. 3. Die Menge-Bibel (1939). Das ist die Übersetzung des Altphilologen Hermann Menge (1841-1939). 4. Die Lutherbibel (1984). 5. Die katholische Einheitsübersetzung (1980). 6. Die neukirchliche Tafelbibel. Sie existiert in der ursprünglichen Fassung von Leonhard Tafel (1875 und 1880) und in der revidierten von Ludwig Tafel (1911).³ Diese Bibel nimmt die exegetischen Einsichten Swedenborgs auf, sie ist aber im 19. bzw. frühen 20. Jahrhundert stehen geblieben.

² Solche Übersetzungen sind als Interlinearbibeln erhältlich. Die deutschen Wörter stehen direkt unter dem hebräischen oder griechischen Grundtext, und zwar ohne Rücksicht auf die deutsche Grammatik. Dieser Kategorie ordne ich auch die noch nicht vollständig vorliegende konkordante Biblesübersetzung (siehe Konkordanter Verlag Pforzheim), die Verdeutschung der Schrift von Martin Buber und Franz Rosenzweig und das Münchener Neue Testament zu.

³ Diese Bibel ist als Druckausgabe nicht mehr erhältlich. Im Internet ist aber eine PDF-Datei der revidierten Fassung vorhanden.

Übersetzung mit Erläuterungen

Die Übersetzung von Genesis 2 fertigte ich nach der Auslegung des hebräischen Textes an. Sie steht hier aber vor der Auslegung. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass der Text die Grundlage unserer Gedankenbildung aus dem göttlichen Wort ist. In den Fußnoten gebe ich Erläuterungen zur Übersetzung und gehe auf die wichtigsten Varianten ein, wobei ich mich auf die oben genannten Bibeln beziehe.

1. So waren (nun) die Himmel⁴ und die Erde und ihr ganzes Heer vollendet. 2. Und Gott vollendete am siebten Tag sein Werk, das er gemacht hatte; und er ruhte am siebten Tag von all seinem Werk, das er gemacht hatte. 3. Und Gott segnete den siebten Tag und heiligte ihn, denn an ihm ruhte Gott von all seinem Werk, das er erschaffen hatte, um es zu machen⁵. 4. Dies sind die Geburten⁶ des Himmels und der Erde, als sie erschaffen wurden. An dem

⁴ Vers 1: Ich habe »die Himmel« (Plural) als Übersetzung gewählt, um so für den deutschsprachigen Leser die Möglichkeit sichtbar zu machen, dass sich »ihr Heer« auf »die Himmel« beziehen könnte.

⁵ Vers 3: Welchen Sinn hat die Aufeinanderfolge von »schaffen« (hebr. bara) und »machen« (hebr. asah)? Die Übersetzer entscheiden sich zuweilen für mehr sprachliche Eleganz. Daher hat die Zürcher Bibel: »... , das er durch sein Tun geschaffen hatte.« Am freiesten innerhalb der oben genannten Auswahl geht die Einheitsübersetzung mit dem Grundtext um: »... , nachdem er das ganze Werk der Schöpfung vollendet hatte.«

⁶ Vers 4: Keine der nicht neukirchlichen Vergleichsbibeln wagt es, Toledot mit Geburten oder Zeugungen zu übersetzen. In der Regel steht »die Entstehungsgeschichte des Himmels und der Erde« (ELB). Viele Übersetzungsvarianten betreffen nicht den Sinn. Hier aber liegen sinnverschiedene Alternativen vor. Sind »die Geburten des Himmels und der Erde« oder »die Entstehungsgeschichte des Himmels und der Erde« gemeint? Im ersten Fall sind Himmel und Erde als Vater und Mutter oder Urelternpaar zu verstehen. Im zweiten Fall wird angenommen, dass hier von Kosmogonie (Entstehung der Schöpfung) die Rede ist. Im ersten Fall verstehen wir den Text als Überschrift zur Paradieserzählung von Genesis 2,4-3,24. Im zweiten Fall wird er als Unterschrift zum Schöpfungsbericht von Genesis 1,1-2,4a verstanden.

Tag, als Jahwe⁷ Gott Erde und Himmel machte 5. und es noch kein Gesträuch des Feldes gab auf der Erde und noch kein Feldkraut wuchs, weil Jahwe Gott noch nicht hatte regnen lassen auf die Erde und noch kein Mensch da war, um den Erdboden zu bebauen, 6. aber (bereits) ein Dunst⁸ von der Erde aufstieg und die ganze Oberfläche des Erdbodens tränkte, 7. da bildete Jahwe Gott den Menschen aus Staub vom Erdboden⁹ und blies den Odem des Lebens¹⁰ in seine Nase. So wurde der Mensch ein lebendiges Wesen. 8. Dann pflanzte Jahwe Gott einen Garten in Eden¹¹ im Osten, und da hinein setzte er den Menschen, den er gebildet hatte. 9. Und Jahwe Gott ließ aus dem Erdboden allerlei Bäume wachsen, begehrenswert anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse.

⁷ Vers 4: Swedenborg gab den Eigennamen Gottes mit »Jehovah« wieder. Diese Aussprache des Tetragramms ergab sich aus der Verbindung der vier Buchstaben Jhwh des Konsonantentextes mit den Vokalen von Adonaj (mein Herr). Heute wird in der Regel gesagt, dass Jahwe die ursprüngliche Aussprache gewesen sei.

⁸ Vers 6: Das hebr. Ed kommt nur hier und Hiob 36,27 vor. Es ist daher nicht sicher zu deuten. Dementsprechend findet man in den deutschen Übersetzungen »Dunst« (ELB), »Wasserschwall« (ZUR), »Wasserdunst« (MEN), »Nebel« (LUT) und »Feuchtigkeit« (EIN). Swedenborg hat »vapor« (Dunst), womit die Vorstellung des Durchströmens (perfundere in HG 91) verbunden ist. Ich verstehe das Aufsteigen des Dunstes als Vorbereitung der Formung des Menschen aus dem Staub des Erdbodens. Dementsprechend ist die Übersetzung gehalten.

⁹ Vers 7: Mensch und Erdboden sind in der Sprache der hebräischen Bibel durch das Wortspiel Adam und Adama verbunden. Daher könnte man auch übersetzen: »Und Jahwe Gott formte den Erdling aus Staub der Erdschicht«.

¹⁰ Vers 7: Im Hebräischen steht der Plural von Leben. Die wörtliche Übersetzung lautet daher: Odem der Leben (Swedenborg: spiraculum vitarum).

¹¹ Verse 8, 10, 15: Eden hat auch die Bedeutung Wonne (vgl. griech. Hedone). Daher heißt der Garten Eden in der Vulgata »paradisus voluptatis« (Garten der Lust).

10. Und der Fluss, der von Eden ausging¹², um den Garten zu bewässern, teilte sich von dort aus in vier Hauptarme: 11. Der Name des ersten ist Pischon; der umfließt das ganze Land Chawila, wo es Gold gibt. 12. Und das Gold dieses Landes ist kostbar. Dort gibt es Bdellionharz¹³ und Karneolstein¹⁴. 13. Und der Name des zweiten Flusses ist Gichon; der umfließt das ganze Land Kusch¹⁵. 14. Und der Name des dritten Flusses ist Chiddekel¹⁶; der verläuft östlich von Assur. Und der vierte Fluss, das ist der Euftrat¹⁷. 15. Und Jahwe Gott nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn¹⁸ bebaue und bewahre. 16. Und Jahwe Gott gebot dem Menschen und sprach: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, 17. vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse aber, von dem darfst du nicht essen, denn an dem Tag, da du davon isst, musst du sterben. 18. Und Jahwe Gott sprach: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist. Ich will ihm eine Hilfe machen, die wie bei ihm ist¹⁹. 19. Daraufhin bildete Jahwe Gott aus dem Erd-

¹² Vers 10: Wörtlich: »Und ein Fluss ausgehend von Eden«. Ich habe aus der Partizipialkonstruktion einen Relativsatz gemacht.

¹³ Vers 12: Bedolchharz oder Bdelliumharz. Laut Anhang der Lutherbibel: »Das wohlriechende Harz der in Südarabien heimischen Balsamstaude, das als Duftstoff, zum Räuchern und als Wundmittel verwendet wurde.«

¹⁴ Vers 12: Hebr. Schoham bleibt in einigen Bibeln unübersetzt (bei Swedenborg, ELB und LUT) oder wird mit Onyx (LEO und LUD), Chrysopras (bei MEN in Klammern) oder Karneolstein (ZUR und EIN) übersetzt.

¹⁵ Vers 13: Swedenborg identifiziert Kusch mit Äthiopien (HG 117).

¹⁶ Vers 14: Der Chiddeqel ist der Tigris.

¹⁷ Vers 14: Der Pherat ist auch nach Swedenborg der Euftrat (HG 118).

¹⁸ Die Verben »bebauen« und »bewahren« sind mit femininen Suffixen verbunden, obwohl Garten maskulin ist. Die femininen Suffixe orientieren sich wohl an Eden (Horst Seebass, Genesis I: Urgeschichte (1,1-11,26), 1996, Seite 111f.).

¹⁹ Verse 18 und 20: Swedenborg bietet für hebr. kenegdo eine sehr ungewöhnliche Übersetzung an, nämlich »wie bei ihm« (tanquam apud illum). Meist wird jedoch im Hinblick auf die Ähnlichkeit zwischen Mann und Frau übersetzt: »die ihm entspricht« (ELB und EIN) oder »ihm gemäss« (ZUR).

boden alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und brachte sie zum Menschen, um zu sehen wie er sie nennen würde; und ganz wie der Mensch sie, die lebenden Wesen²⁰, nennen würde, so sollten sie heißen. 20. Und obgleich der Mensch allem Vieh und den Vögeln des Himmels und allen Tieren²¹ des Feldes Namen gab, fand er für den Menschen keine Hilfe, die wie bei ihm war. 21. Da ließ Jahwe Gott einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, und er schlief ein. Und er nahm eine von seinen Rippen²² und schloss die Stelle mit Fleisch. 22. Und Jahwe Gott baute²³ aus der Rippe, die

²⁰ Vers 19: Ist »lebendes Wesen« auf den Menschen oder die Tiere zu beziehen? Die meisten Übersetzungen beziehen diese Formulierung auf die Tiere, so dass wir lesen: »und genau so wie der Mensch sie, die lebenden Wesen, nennen würde, (so) sollte ihr Name sein« (ELB). Die Zürcher Bibel bildet hier die Ausnahme. Dort heißt es: »und ganz wie der Mensch als lebendiges Wesen sie nennen würde, so sollten sie heißen«. Auch Swedenborg bezieht »lebendes Wesen« auf die Tiere. Seine Übersetzung zwischen HG 130 und 131 lautet: »et quicquid vocabat id homo, animam viventem, id nomen ejus.« Anima vivens im Akkusativ belegt den Zusammenhang mit den Tieren. Das geht noch eindeutiger aus OE 750 hervor: »Dass ›lebendige Seele‹ das Leben im allgemeinen bezeichnet, geht aus den Stellen hervor, wo Tiere, Vögel, Reptilien und Fische ›lebendige Seelen‹ heißen«. In der anschließenden Aufzählung der Stellen ist auch Genesis 2,19 enthalten.

²¹ Vers 20: »Chajja« (Tier) in Vers 19 übersetzt Swedenborg mit bestia. Dasselbe Wort in Vers 20 hingegen übersetzt er mit fera.

²² Vers 21: Das in allen Vergleichsübersetzungen als Rippe auftauchende Wort kann auch Seite bedeuten. Swedenborg hat costa, das Rippe, aber auch die rippenartigen Seitenwände eines Schiffes bedeutet. Die Septuaginta hat pleura, das die Seite des menschlichen Leibes (= die Rippen) bezeichnet.

²³ Vers 22: Das Verb bauen bezeichnet zwar in akkadischer und ugaritischer Entsprechung den Schöpfungsvorgang, aber alttestamentlich hat das keinen rechten Widerhall (Horst Seebass, Genesis I: Urgeschichte (1,1-11,26), 1996, Seite 118). Daher fällt »bauen« in einigen Übersetzungen dem Streben nach sprachlicher Eleganz zum Opfer. ZUR hat machen und MEN gestalten.

er vom Menschen genommen hatte, ein Weib²⁴ und brachte es zum Menschen. 23. Da sprach der Mensch: Diese nun ist Gebein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleisch. Diese soll Ischscha (Weib) heißen, denn vom Isch (Mann)²⁵ ist sie genommen. 24. Deswegen verlässt ein Mann seinen Vater und seine Mutter und hängt seinem Weib an und so werden sie *ein* Fleisch. 25. Und die beiden waren nackt, der Mensch und sein Weib, aber sie schämten sich nicht²⁶.

Abgrenzung und Gliederung

Swedenborg fasste Genesis 2,1-3,24 zu einer Einheit zusammen. Denn während in Genesis 1 vom geistigen Menschen (*spiritualis homo*) die Rede war, beginnt mit Genesis 2 die Rede vom himmlischen Menschen (*caelestis homo*) (siehe HG 81). Swedenborg sah also mit Genesis 2,1 eine neue Einheit beginnen. Und aus seinen Ausführungen in HG 286 geht hervor, dass Genesis 3,24 »der Abschluss alles Vorhergehenden (*conclusio omnium praecedentium*)« ist.²⁷ Der Erzählzusammenhang Genesis 2 bis 3 wird szenisch durch den Garten Eden oder das Paradies zu einer Einheit.²⁸ Darunter ist der Vollendungszustand der alten Schöpfung oder der himmlische Mensch oder die Urkirche der Menschheit zu

²⁴ Vers 22: Ischscha kommt in Genesis 2 viermal vor. In Vers 22 wählte Swedenborg *mulier* (Weib) und in den Versen 23, 24 und 25 *uxor* (Gattin).

²⁵ Vers 23: Luther gab das Wortspiel Isch und Ischscha mit Mann und Mänin wieder.

²⁶ Vers 25: Einige Übersetzungen fügen hier »voreinander« ein (siehe ZUR, MEN und EIN).

²⁷ In HG 286 bezieht sich »alles Vorhergehende« auf Genesis 1 bis 3, also auch auf Genesis 1. Das hebt aber nicht die Beobachtung eines Einschnitts zwischen Genesis 1 und 2 auf.

²⁸ Der Garten wird allerdings erst in Genesis 2,8 gepflanzt. Die Formung des Menschen geschieht noch vor der Pflanzung des Gartens und somit außerhalb desselben.

verstehen. Genesis 2 bis 3 sind somit der mythische Bericht²⁹ von der ältesten oder Urkirche im engeren Sinne.

Ein Blick in Bibelübersetzungen und Kommentare zeigt nun aber, dass dort Genesis 2,4b-3,24 als Einheit gesehen werden. Während das Ende also unstrittig ist, verlangt die Abweichung am Anfang nach einer genaueren Beurteilung der Textsituation. Betrachten wir zunächst Genesis 2,1-3: Dieser Abschnitt zeigt Gemeinsamkeiten mit dem von Genesis 1 her gewohnten Bild. So wird die Tageszählung fortgesetzt und es ist nur von »Gott«, noch nicht von »Jahwe Gott«, die Rede. Andererseits ist der siebte Tag von den sechs vorangegangenen aber auch deutlich unterschieden, denn die ständig wiederkehrenden Formeln, die Genesis 1 prägen, fehlen. Außerdem ist der siebte Tag nicht einfach nur ein weiterer Tag in der Kette der Tage, sondern von dort aus erscheinen die vorangegangenen Tage als ein Ganzes, das »Werk« (Gen 2,2.3) oder Sechstageswerk genannt wird. Die Schöpfung wird als abgeschlossen betrachtet: »So wurden der Himmel und die Erde und ihr ganzes Heer vollendet.« (Gen 2,1). Mit demselben Verb »vollenden« wird aber gleich darauf in Vers 2 gesagt, dass Gott erst am siebten Tag sein Werk »vollendete« oder zum Abschluss brachte. Diese abschließende Vollendung des an sich schon fertigen Produkts besteht in der Ruhe des siebten Tages bzw. mit Swedenborg gesprochen im Übergang zum himmlischen Menschen. Die Ruhe ist der Grundton des neuen Zustandes, der von Genesis 2 bis 3 alles trägt in Gestalt des Paradieses. Denn das Paradies ist der Vollendungs-zustand der Ruhe in Gott oder des himmlischen Friedens. So komme ich zu dem folgenden Ergebnis: Genesis 2,1-3 sollte weder zum Sechstageswerk (Genesis 1) noch zur Paradieserzählung (Genesis

²⁹ Swedenborg verwendet den Begriff Mythos noch nicht, hat aber stattdessen die Wendung »gemachte Geschichten« (*historica facta*). So bezeichnet er die Urgeschichte (HG 1403, 1540).

2,4-3,24) zugeschlagen, sondern als Brücke zwischen diesen beiden Landmassen angesehen werden. Auch in der Grundtextausgabe der hebräischen Bibel ist Genesis 2,1-3 als eigenständiger Abschnitt (sog. offener Abschnitt = Petucha) gekennzeichnet. Die klassische Urkundenhypothese (Wellhausen-Modell) erzwang jedoch die Zuordnung zu einer der beiden »Landmassen«, und zwar zu Genesis 1, dem Schöpfungsbericht der Priesterschrift. Es fehlt noch eine Bemerkung zu Genesis 2,4a: Diese erste Toledotformel (»Dies sind die Geburten ...«) wird im allgemeinen als Unterschrift zu Genesis 1,1-2,3 angesehen. Doch Swedenborg (HG 89) und einige andere Forscher sehen darin die Überschrift für Genesis 2,4ff.

Die Besprechung der Abgrenzungsproblematik läßt sich so zusammenfassen: Genesis 2,4-3,24 bildet die Einheit der Paradieserzählung. Genesis 2,1-3 hingegen ist ein Abschnitt sui generis. Darin ist der Übergang (Brückenfunktion!) vom geistigen zum paradiesischen oder himmlischen Menschen, in dem Gott zur Ruhe kommt, thematisiert, weswegen ich diesen Abschnitt hier im Zusammenhang meiner Interpretation von Genesis 2,4ff. behandle.

Zur Gliederung von Genesis 2: Genesis 2,1-3 ist, wie soeben dargestellt, die Brücke zwischen der Schöpfungsgeschichte und der Paradieserzählung. Genesis 2,4a ist die erste Toledotformel der Genesis. Zur Bedeutung dieser auf den ersten Blick eher unscheinbaren Formeln schreibt Thomas Hieke: »Die konsequente Beachtung der Toledot-Formel als Struktursignal und Leseanweisung erweist sich als wesentliches Gliederungsmerkmal des Buches Genesis.«³⁰ Genesis 2,4b-7 thematisiert die Bildung oder Formung des Menschen. Sie geschieht noch vor der Pflanzung des Gartens, der das »Bühnenbild« von Genesis 2,8 bis 3,24 bestimmt. Genesis 2,4b-7 kann daher als die der eigentlichen »Bühnenhandlung« vor-

³⁰ Thomas Hieke, Die Genealogien der Genesis, 2003, Seite 241.

angestellte Exposition angesehen werden. Zur Syntax bemerkte Odil Hannes Steck: »Die temporale Bestimmung V 4b gehört mit den Zustandsaussagen V 5-6 zusammen als Vordersatz zu dem Nachsatz V 7«³¹. Genesis 2,8-17 läßt uns den Garten erschauen, und wir erfahren, wie der Mensch diese, seine Urumgebung gebrauchen sollte. »Der Abschnitt ist in der Form A-B-A gehalten.«³² Das heißt: Die A-Verse 8-9 und 15-17 umschließen die B-Verse 10-14 (die vier Flüsse), wobei die beiden A-Gruppen einen ähnlichen Inhalt haben, denn in den Versen 8 und 15 ist von der Hineinsetzung des Menschen in den Garten die Rede, und in den Versen 9 und 16f. geht es um die Bäume des Gartens. Genesis 2,18-25 schließlich steht im Zeichen der Frau. Vers 18 bildet mit den Stichworten Alleinsein und Hilfe den Auftakt. Es folgen in den Versen 19f. die Tierszene und in den Versen 21-23 die Auferbauung der Frau aus einer Verhärtung (Rippe) des Menschen. Der Vers 24 ist der erzählerische Schlusspunkt. Und der Vers 25 bildet die Brücke zu Genesis 3.

Zwei Schöpfungsberichte

Die Bibel beginnt mit zwei Schöpfungsberichten, einen in Genesis 1 (das Sechstagerwerk) und den anderen in Genesis 2. Diese Dublette wird meist vor dem Hintergrund einer Quellentheorie erklärt. Klassisch ist die Auskunft, dass Genesis 1,1-2,4a zur Priesterschrift gehöre, während Genesis 2,4b-3,24 dem sog. Jahwisten angehöre. Swedenborg hat die wichtigsten Beobachtungen³³, die

³¹ Odil Hannes Steck, *Die Paradieserzählung: Eine Auslegung von Genesis 2,4b-3,24*, 1970, Seite 28.

³² Horst Seebass, *Genesis I: Urgeschichte (1,1-11,26)*, 1996, Seite 107.

³³ So fällt ihm beispielsweise in HG 89 das erstmalige Vorkommen von »Jahwe Elohim« in Genesis 2,4b auf, nachdem vorher von »Elohim« (Gott) die Rede war. Der Wechsel von Jahwe und Elohim diene seit dem 18. Jahrhundert als Ansatzpunkt für die Urkundenhypothesen. Erstmals wurde

zur Quellenscheidung führten, auch gemacht, aber anders gedeutet, nämlich mit dem Hinweis auf die damalige »Schreibart« (stilus)³⁴. Demnach ist die zweimalige Schöpfung des Menschen auf zwei Stufen der Wiedergeburt zu beziehen: »Dieses (zweite) Kapitel (der Genesis) handelt vom himmlischen Menschen. Das vorhergehende (erste) handelte vom geistigen, der aus einem toten gemacht wurde.« (HG 81). Später nennt Swedenborg die erste Stufe »Umbildung« (reformatio) und die zweite »Wiedergeburt« (regeneratio). Dass »Umbildung« sein Begriff für das Sechstageswerk und »Wiedergeburt« sein Begriff für die Ruhe des siebten Tags ist, geht am deutlichsten aus WCR 302 hervor (siehe aber auch HG 10667f. in Verbindung mit WCR 571).

Der Brückentext: Genesis 2,1-3

Zu Vers 1: Man übersieht leicht, dass Vers 1 den siebten Tag noch nicht erwähnt. Dieser Vers schaut noch ganz und gar auf das Sechstageswerk zurück und stellt fest, dass es nun abgeschlossen oder vollendet ist. Swedenborg formuliert diese exegetische Einsicht mit den Worten: »Dieser Vers ist so zu verstehen: Der Mensch ist nun, insoweit er ›der sechste Tag‹ ist, ein geistiger

dieses Kriterium 1711 von dem evangelischen Hildesheimer Pfarrer Henning Bernhard Witter (1683-1715) angewendet. Witters Entdeckung hatte allerdings zunächst keine Wirkungsgeschichte. Daher wurde Jean Astruc (1684-1766) mit seinem 1753 veröffentlichten Werk »Vermutungen über die authentischen Überlieferungen, deren sich Mose bei der Abfassung der Genesis bediente« zum Begründer der sog. »älteren Urkundenhypothese«. Swedenborg gab bereits 1749 den ersten Band seiner »Arcana Caelestia« heraus. Darin ging er auf dem Wechsel von Jahwe und Elohim, auf Widersprüche und Dubletten ein und erklärte sie aus der altorientalischen Schreibart. Obwohl Swedenborg als Begründer der Entsprechungswissenschaft gilt, sind seine Erläuterungen bestimmter Textphänomene nicht selten auch für die historische Bibelwissenschaft in hohem Maße verwertbar.

³⁴ Zum Stichwort »Schreibart« (stilus) siehe man beispielsweise HG 66, 605, 742, 1140.

geworden.« (HG 82). »Vollendet« heißen »Himmel und Erde und all ihr Heer«, wenn der Mensch »der sechste Tag« geworden ist.« (HG 83). Das Verb »vollenden« meint hier also, dass das Ende oder der Abschluss voll und ganz erreicht ist. Vers 1 ist sozusagen der Schlusspunkt hinter dem Sechstagerwerk. Dieser Rückbezug wird in den meisten Übersetzungen durch die Verwendung von »so« angezeigt: »So waren der Himmel und die Erde mit ihrem ganzen Heer vollendet.« (MEN). Feinsinnig verwendet Hermann Menge außerdem »waren« statt wie die meisten Übersetzungen »wurden«.

Zum inneren Sinn von Vers 1 heißt es bei Swedenborg: »Dieser Vers bedeutet, dass der Mensch nun, insoweit er »der sechste Tag« ist, ein geistiger geworden ist. »Der Himmel« ist sein innerer Mensch und »die Erde« sein äußerer. »Ihr Heer« sind die Liebe, der Glaube und all deren Erkenntnisse, die vorher durch »die großen Lichter und die Sterne« (Gen 1,16) bezeichnet wurden.« (HG 82). Beachtenswert ist »ihr Heer« am Ende von Vers 1. Das Possesivpronomen »ihr« im Plural und die Stellung von »ihr Heer« nach »der Himmel und die Erde« lassen beim Lesen der deutschen Übersetzungen nur den Schluss zu, dass »Heer« auch auf die Erde zu beziehen ist. Im hebräischen Grundtext sieht das etwas anders aus. »Himmel« (schamajim) ist dort nämlich eine maskuline Pluralform³⁵, weswegen wir in der lateinischen Übersetzung Swedenborgs lesen: »Und vollendet sind die Himmel (caeli) ...« Dort passt also »ihr Heer« zu »die Himmel«. Auffallend bleibt gleichwohl die Stellung von »ihr Heer«. Denn es heißt nicht: »Und vollendet sind die Himmel und all ihr Heer und die Erde«, sondern: »Und vollendet sind die Himmel und die Erde und all ihr Heer«. Das erweckt dann doch den Eindruck, dass »ihr Heer« auch auf die Erde zu beziehen ist. Wie beurteile ich diesen Sachverhalt? Während »das

³⁵ Keine Dualform: siehe THAT II,966.

Heer des Himmels« in der hebräischen Bibel häufig belegt ist und die Gestirne oder die Engel meint, wäre die Ausweitung dieses Begriffs auf die Erde in Genesis 2,1 sehr ungewöhnlich. Dementsprechend versichert uns Swedenborg mehrmals, dass »ihr Heer« auch in Genesis 2,1 auf »die großen Lichter und die Sterne« von Genesis 1,16 zu beziehen ist (HG 82, siehe auch HG 7988, OE 573, EO 447). Aber wie lässt sich dann die Stellung von »ihr Heer« am Ende des Verses erklären? Mein Vorschlag: Der Aufbau von Vers 1 ist als genaue Wiederaufnahme von Genesis 1 konzipiert. Denn auch dort wurden zuerst der Himmel, dann die Erde und dann erst die Gestirne geschaffen. Die Reihenfolgen entsprechen sich also. Hinzu kommt, dass diese drei, der Himmel, die Erde und ihr Heer, als Kurzformel für das ganze Sechstageswerk stehen. Dass Himmel und Erde das Ganze der Schöpfung bezeichnen, mag unmittelbar einleuchtend sein; aber inwiefern trifft das auch für die Gestirne zu? Die Gestirne eröffnen die zweite Dreitagesgruppe des Schöpfungsberichts von Genesis 1. Als die erstgeschaffenen Dinge dieser zweiten Triade stehen sie für die Prinzipien, die die Erfüllung des Schöpfungsraums mit Leben bewirken. Erst in der zweiten Triade ist nämlich von »lebendigen Wesen« die Rede. Daher meint das Heer in Genesis 2,1 tatsächlich Sonne, Mond und Sterne, das heißt die Himmelmächte der Liebe, der Weisheit und der zahllosen Erkenntnisse. Da diese Himmelmächte aber die Prinzipien oder Anfangsgründe des spirituellen Lebens sind, umfasst das Heer in Genesis 2,1 auch die Formenfülle der lebendigen Seelen im irdischen Raum unter dem Himmel.

Zu den Versen 2 und 3: Diese beiden Verse bilden eine Einheit. Denn das mehrmalige Vorkommen bestimmter Elemente läßt den Abschnitt als ein Ganzes erscheinen. Fünfmal wird der siebte Tag erwähnt bzw. auf ihn Bezug genommen, dreimal begegnet uns »sein Werk« und zweimal das Verb »ruhen«. Nach dem Schluss-

punkt hinter dem Sechstagerwerk in Vers 1 thematisieren die Verse 2 und 3 nun den siebten Tag (den himmlischen Menschen). An ihm vollzieht sich die Vollendung des Sechstagerwerkes (Vers 2a) und der Übergang in den Zustand der Ruhe oder des inneren Friedens. Auch das Segnen und das Heiligen (Vers 3a) ist ganz und gar dem Ruhem Gottes untergeordnet und eingegliedert (siehe den mit »denn« beginnenden Satz in Vers 3b). Das Sechstagerwerk ist freilich durch die Formulierungen »sein Werk, das er gemacht hatte« (zweimal in Vers 2) oder »sein Werk, das Gott geschaffen hatte, um es zu machen« (Vers 3) noch gegenwärtig. Daher thematisieren die Verse 2 und 3 den Übergang vom geistigen zum himmlischen Menschen.

Das Neue, das hinter dem Schlusspunkt von Vers 1 zu erwarten ist, ist die Ruhe. Beim Übergang in den Zustand der Ruhe erscheinen die vergangenen sechs Tage als Arbeit oder »Schufterei«. Das hebräische *Melacha* hat ins Deutsche als *Maloch* (schwere Arbeit) Eingang gefunden. Auch Swedenborg hört aus dem hebräischen Grundtext den Ton des Schweren heraus, indem er feststellt, dass die sechs Tage solche »des Kampfes oder der Mühsal (*pugnae seu laboris*)« waren (HG 85). Demgegenüber ist das Neue des siebten Tags die Ruhe oder der Friede, der die Seele erfüllt wie ein himmlischer Duft.

Für Verwirrung sorgte die Tatsache, dass Gott am *siebten*, also am Ruhetag (am Schabbat), sein Werk vollendete. Müsste es nicht heißen: »Und Gott vollendete am *sechsten* Tag sein Werk ... und ruhte am siebten Tag«? Und tatsächlich finden wir diese Lesart im samaritanischen Pentateuch, in der Septuaginta und in der syrischen Übersetzung (der sog. Peschitta). Doch ruhen und vollenden widersprechen sich nicht. Denn die Vollendung der Schöpfung besteht gerade darin, dass Gott in ihr zur Ruhe kommt und sie von innen bis ganz nach außen durchdringt und so durch und durch

menschlich macht. Ruhen ist nicht mit nichts tun gleichbedeutend. Gemeint ist vielmehr, dass das Eigene oder die Eigenbewegung des Menschen zur Ruhe kommt, so dass sich der göttliche Geist anschließend um so freier und tätiger im Menschen entfalten kann. Die gemeinte Ruhe ist die einer ruhigen Hand, die man braucht, um sauber schreiben oder zeichnen zu können. Eine zitterige oder unruhige Hand verdirbt das Werk. Am siebten Tag hört nicht die Tätigkeit auf, sondern nur die schwere, mühevollen Arbeit, weil mit der Herstellung des Bildes Gottes im Menschen das Größte getan ist.

Zur Bedeutung von vollenden gibt uns Swedenborg den folgenden Hinweis: »Vollenden« schließt das Ende der Handlung in sich, die vorhergeht, und den Anfang der Handlung, die folgt, somit das Element der Aufeinanderfolge.« (HG 3093). Deswegen beginnen sowohl Vers 1 (Ende des Sechstageswerks) als auch Vers 2 (Anfang des siebten Tags) mit dem Verb vollenden. In Vers 1 bedeutet »und sie wurden vollendet«, dass ein Ende oder Abschluss erreicht ist. In Vers 2 hingegen bedeutet »Und Gott vollendet«, dass das nunmehr vorhandene Werk seine abschließende Vollendung erhält. Sie besteht darin, dass das Bild Gottes in der Ruhe des siebten Tags schließlich auch den irdischen Tiermenschen erfasst und zu einem gottähnlichen und somit wahrhaft menschlichen Staubgebilde formt. Swedenborg zufolge handelt der erste Schöpfungsbericht (Genesis 1) vom geistigen Menschen, der zweite (Genesis 2) demgegenüber vom himmlischen Menschen (HG 81). Philon von Alexandrien, der jüdische Religionsphilosoph und Zeitgenosse Jesu, meinte jedoch: Der erste Bericht gebe die Erschaffung des geistigen und der zweite die Bildung des sinnlichen

Menschen wieder.³⁶ Diese Sicht ist interessant, denn tatsächlich wird der Mensch im zweiten Schöpfungsbericht aus Staub vom Erdboden gebildet, so dass der Gedanke, es handle sich hier um die Bildung des irdischen Menschen, naheliegend ist. Wie verhält sich diese Interpretation zu derjenigen Swedenborgs? Wenn der Mensch ein himmlischer wird, wenn der Kampf aufhört und der Friede das ehemalige Schlachtfeld in ein Paradies verwandelt, dann erreicht das Menschsein die fernsten Winkel der Welt, so dass sogar der Staub davon erfasst wird.

Die Verben schaffen (hebr. bara), machen (hebr. asah) und bilden (hebr. jazar) begegnen uns in Genesis 1 und 2 in Verbindung mit Gott. Von schaffen ist in Genesis 1,1.21.27 und 2,3.4 die Rede, von machen in Genesis 1,7.16.25.26.31 und 2,2.3.4.18 und von bilden in Genesis 2,7.8.19. Schaffen ist demnach die Bezeichnung für das Sechstageswerk. In Genesis 2,3.4 wird schaffen rückbezüglich auf Genesis 1 verwendet. Bilden hingegen ist eindeutig die Bezeichnung für das Tun von Jahwe Gott in Genesis 2. Machen schließlich ist nicht charakteristisch für nur einen der beiden Berichte. Denn auf das Ganze von Genesis 1 zurückblickend heißt es in Vers 31: »Und Gott sah alles, was er gemacht hatte«. Hier wird das Sechstageswerk mit dem Verb machen erfasst. In Genesis 2,3.4b ist machen jedoch auf das Folgende zu beziehen. Welche spezifischen Bedeutungen sind mit diesen drei Verben verbunden? Dazu Swedenborg: »Deutlich unterschieden werden die Worte ›schaffen‹, ›bilden‹ und ›machen‹ gebraucht.« (HG 88). »(In der heiligen Schrift) heißt es ›schaffen‹, ›bilden (oder formen)‹ und ›machen‹, außerdem ›Schöpfer‹, ›Bildner‹ und ›Macher‹. ›Schaffen‹ bezeichnet Neues (hervorbringen), das vorher nicht da war. ›Bil-

³⁶ Legum Allegoria I, §31; Werke, ed. L. Cohn, Bd. III, Seite 26. Nach: Daniel Krochmalnik, Schriftauslegung: Das Buch Genesis im Judentum, 2001, Seite 50.

den (formen oder gestalten)« bedeutet eine (bestimmte) Beschaffenheit (geben). Und ›machen‹ (bezieht sich auf) die Verwirklichung.«³⁷ (HG 10373). Form und Beschaffenheit gehören für Swedenborg zusammen: »Wenn es nicht da ist (existat), dann ist das Sein kein Sein, weil es vor seinem Dasein keine Form hat. Ohne Form aber hat es auch keine Beschaffenheit, und was keine Beschaffenheit hat, das ist kein Etwas.« (GLW 15). »Schöpfung ist die Vorstellung von allem im göttlichen Geist von Ewigkeit her. Dieser Vorstellung folgt notwendigerweise die Realisierung (des Vorgestellten) durch Mittel, zuerst durch göttliche und geistige, dann durch natürliche.«³⁸ (Adversaria 17). Schaffen ist der rein geistige Schöpfungsakt Gottes. Denn zum einen ist stets Gott das Subjekt der Aussage und zum anderen wird nie ein Stoff erwähnt, aus dem Gott etwas schafft (siehe THAT I,337f.). Machen und bilden sind auf die Ausführung des geistig Geschaffenen durch Mittel zu beziehen. »Das Wort ›schaffen‹ bezieht sich eigentlich auf den Menschen, wenn er von neuem geschaffen oder wiedergeboren wird; und ›machen‹, wenn er vollendet wird (perficitur). Deshalb wird im Wort genau zwischen ›schaffen‹, ›bilden‹ und ›machen‹ unterschieden, wie in Genesis 2, wo vom geistigen Menschen, der himmlisch gemacht wurde, die Rede war: ›Gott ruhte von seinem ganzen Werk, das er geschaffen hat, indem er es machte‹. Gleiches gilt anderswo im Wort, wo sich ›schaffen‹ auf den geistigen Menschen und ›machen‹, das heißt vollenden, auf den himmlischen bezieht.« (HG 472). Machen kam jedoch schon in Genesis 1 mehr-

³⁷ Der lateinische Text: ›dicitur ›creare‹, ›formare‹ et ›facere‹, ac alibi ›creator‹, ›formator‹ ac ›factor‹, et per ›creare‹ significatur novum quod non prius, per ›formare‹ significatur quale, et per ›facere‹ effectus.« (HG 10373).

³⁸ Der lateinische Text: »Creatio est in divina mente ab aeterno omnium representatio, quam necessario sequitur actus, per media primum Divina et Spirituality, tum per naturalia.«

mals vor, so dass dieses Verb nicht ausschließlich auf den himmlischen Menschen bezogen werden kann. Immerhin kann ich aber aus dieser Äußerung Swedenborgs entnehmen, dass machen in Genesis 2,3.4b die Rede vom Vollenden aufgreift. Machen und vollenden haben die Bedeutung von vollständig verwirklichen. Alle diese Hinweise Swedenborgs fasse ich so zusammen: Schaffen meint den rein geistigen Akt der Schöpfertätigkeit Gottes. Bilden oder Formen meint die Umsetzung der Idee in einem Medium. In Genesis 2 ist es das Material der oberen Erdschicht (Adama). Machen bedeutet allgemein verwirklichen.

Die Toledotformel: Genesis 2,4a

»Dies sind die Geburten (= Toledot) ...« ist die erste Toledotformel der Genesis. Die weiteren stehen in Genesis 5,1³⁹; 6,9; 10,1; 11,10; 11,27; 25,12; 25,19; 36,1.9⁴⁰ und 37,2. Die Toledotformeln bilden das Gliederungssystem der Genesis.⁴¹ Thomas Hieke nennt die zehn Abschnitte »Kapitel«.⁴² Friedrich Weinreb führt uns noch einen Schritt weiter, indem er darauf hinweist, dass von den zehn Toledotformeln vier ohne »und« (2,4; 6,9; 11,10; 37,2) und sechs mit »und« gebildet werden.⁴³ Die Formeln ohne das Verbindungswort »und« markieren einen größeren Einschnitt als die mit »und«. Demnach besteht die Genesis aus einem Vorwort (Gen 1,1-2,3) und

³⁹ Statt »(und) dies sind die Geburten« steht dort: »Dies ist das Buch der Geburten«.

⁴⁰ Die Formel »und dies sind die Geburten Esau« steht sowohl in Genesis 36,1 als auch in 36,9. Diese Wiederholung derselben Toledotformel führt dazu, dass manchmal von zehn, manchmal von elf Toledotformeln die Rede ist.

⁴¹ »Die Toledot-Formel ... dient als Gliederungsmerkmal im Buch Genesis« (Thomas Hieke, Die Genealogien der Genesis, 2003, Seite 21).

⁴² Thomas Hieke, Die Genealogien der Genesis, 2003, Seite 243.

⁴³ Friedrich Weinreb, Schöpfung im Wort: Die Struktur der Bibel in jüdischer Überlieferung, 2002, Seite 138ff.

vier Kapiteln (Gen 2,4-6,8; 6,9-11,9; 11,10-37,1; 37,2-50,26). Das erste Kapitel behandelt (mit Swedenborg gesprochen) die älteste Kirche, das zweite die alte Kirche, das dritte die Stammeltern der Kinder Israels, das vierte die Josefsgeschichte.

Die erste Toledotformel (Gen 2,4a) wird vielfach als Schlussbemerkung zu Genesis 1,1-2,3 angesehen. Doch Swedenborg sah in ihr genauso eine Überschrift (siehe HG 89) wie in den anderen Toledotformeln.⁴⁴ Zur Unterschrift wurde Genesis 2,4a durch die historisch-kritischen Arbeiten seit dem 18. Jahrhundert. Als Charakteristikum der Priesterschrift musste Genesis 2,4a dem priester-schriftlichen Schöpfungsbericht zugeschlagen werden.⁴⁵ Thomas Hieke bestätigt die Anschauung Swedenborgs. Zu Genesis 2,4a schreibt er: »Die Toledot-Formel muss nicht als Abschluss von Gen 1,1-2,3 aufgefasst werden, wie das zumeist angenommen wird, sondern ist wie an allen anderen Stellen problemlos als Überschrift zum folgenden Abschnitt zu lesen.«⁴⁶

Toledot ist von dem Verb *jalad* abgeleitet, das gebären (mit Bezug auf die Mutter) oder erzeugen (mit Bezug auf den Vater) bedeutet. Daher übersetzte Swedenborg es mit *nativitates* (Geburten

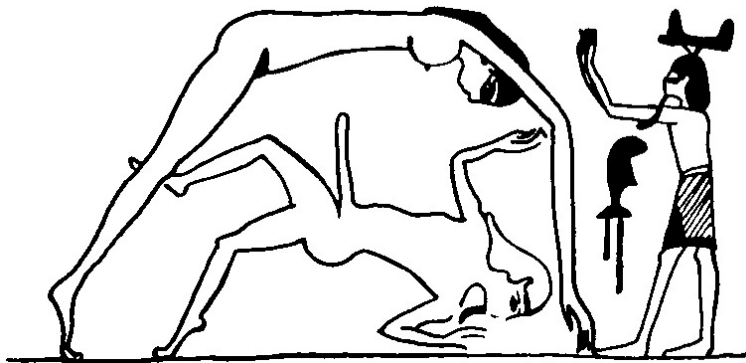
⁴⁴ Dass Swedenborg alle Toledotformeln als Überschriften verstand, zeigen seine Ausführungen in den Himmlischen Geheimnissen. Zu beachten sind Formulierungen wie die folgenden: »Die Beschreibung der ersten Kirche wird in gleicher Weise eingeführt (incohatur), nämlich mit den Worten: »Dies sind die Geburten der Söhne Noahs« (Gen 10,1).« (HG 1330). »Dies sind die Geburten Jakobs« (Gen 37,2), das bezieht sich auf die folgende Erzählung (illa quae sequuntur).« (HG 4668). Toledot (Geburten) bezeichnet die Ursprünge (origines, HG 1330, 1360) und ihre Ableitungen (derivationes, HG 1145, 1330, 1360, 3263, 3279, 4641, 4646, 4668).

⁴⁵ Thomas Hieke, *Die Genealogien der Genesis*, 2003, Seite 47f.

⁴⁶ Thomas Hieke, *Die Genealogien der Genesis*, 2003, Seite 47. Interessant ist Hiekies Hinweis auf »mehrere ältere Rezeptionen des hebräischen Textes«. Sowohl die Septuaginta als auch »die masoretische Aufbereitung des hebräischen Textes« verstanden Genesis 2,4a als Abschnittsbeginn. (aaO., Seite 49f.).

oder Generationen). Doch nicht auf alle Toledotformeln folgen Geburtslisten (oder Genealogien). Manchmal folgen einfach nur Erzählungen. So folgt auf »dies sind die Geburten Jakobs« (Gen 37,2) die Josefsnovelle. Swedenborg weist hier darauf hin, dass nach dieser Toledotformel keine »Geburten genealogischer Art (nativitates genealogicae)« erwähnt werden (HG 4668). Daher bevorzugt er zur Erklärung dessen, was Toledot meint, den Begriff Ableitungen (derivaciones). Es geht ganz allgemein um die Entfaltungen aus einem Ursprungsprinzip. Entsprechend vielfältig sind die Übersetzungen von Toledot in den deutschen Bibeln. Wir finden dort Entstehungsgeschichte, Geschlechterfolge, Geschichte, Nachkommen, Generationenfolge, Geschlecht, Stammbaum, Zeugungen und Geburten.

Die erste Toledotformel in Genesis 2,4a leitet »die Bildungen (formationes) des himmlischen Menschen« ein (HG 89). Die älteste oder adamtische Kirche war mehr als alle späteren eine himmlische Kirche (GV 313). Sie befand sich in innerer Gemeinschaft mit dem Himmel (communicatio interna cum caelo, HG 784). Zugleich aber deutet ihr Name Adam auch auf die Sphäre des Irdischen, denn Adam (Mensch) hängt mit Adama (Erdboden) zusammen. Daher schildert das erste Toledotkapitel die Geschichte des Menschen im Spannungsfeld von Himmel (Gottesgemeinschaft) und Erde (sinnlicher Weltwahrnehmung).



Ägyptische Darstellungen zeigen Himmel (Nut) und Erde (Geb) als Frau und Mann. Bei den meisten Völkern ist zwar die Erde Mutter und der regenspendende, die Erde befruchtende Himmel männlich. Bei den Ägyptern hingegen ist der Himmel weiblich. Man hat ihn als mütterlich bergenden Raum erfahren. Die Männlichkeit der Erde hängt vermutlich damit zusammen, dass Ägypten nicht vom Himmel her, sondern durch den Nil befruchtet wird. Gemeinsam mit allen anderen Völkern hat Ägypten aber, dass es die Welt als Komposition der polaren geschlechtlichen Kräfte sieht. Nach einem der ägyptischen Hauptmythen sind die großen Königsgötter Osiris, Isis und Horus aus der Vereinigung des Gottes Geb (Erde) mit der Himmelsgöttin Nut hervorgegangen.⁴⁷ Im Alten Orient konnte man also von Geburten des Himmels und der Erde sprechen.

Fortsetzung folgt

Aspekte der Vergöttlichung bei Graf Dürckheim

von Gerhard Wehr

In der mystischen Tradition kommt unser Thema auf vielfältige Weise, auch unter Verwendung anderer Begriffe zur Sprache.

Aber woran denken wir spontan, wenn die Frage nach der Vergöttlichung des Menschen gestellt wird? Vergöttlichung – »theósis«, »Deificatio« des Menschen – dieses anspruchsvolle Wort! – Bei der Vorbereitung fielen mir einige Verse aus dem »Cherubinischen

⁴⁷ Siehe: Othmar Keel, Die Welt der altorientalischen Bildsymbolik und das Alte Testament: Am Beispiel der Psalmen, 1996, Seite 25. Diesem Buch ist auch die Abbildung entnommen.

Wandersmann« des Angelus Silesius ein, die darauf anspielen, - Worte, denen Karl Barth einst mit großer Skepsis begegnet ist. In diesem Werk des schlesischen Dichters sah er nichts anderes als »fromme Unverschämtheiten«. Nur drei Beispiele:

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden.
Gott wirst du, liebst du Gott und Erde, liebst du Erden.

Werd Gott, willst du zu Gott; Gott macht sich nicht gemein,
Wer nicht mit ihm will Gott und das, was er ist, sein (VI, 128).

Mensch werde wesentlich; denn wenn die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht (II, 30).

Gewiss, es handelt sich hier um Vorstellungen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts formuliert wurden. Die Distanz zu unserem heutigen Denken ist entsprechend groß. Aber im Grunde spielt der zeitliche Abstand in spirituellen Zusammenhängen nicht die letztlich entscheidende Rolle. Und doch mag man es erstaunlich finden, wenn das Wort von der *Vergöttlichung* gelegentlich auch in Texten der Gegenwart auftaucht. Die Befürchtung wird laut: Sollte es sich dabei um das Symptom einer psychischen Inflation handeln, um eine beträchtliche Selbstüberschätzung, bei der ein Mensch von Inhalten des Unbewussten gleichsam überflutet wird?

Aber was, wenn es sich um einen Autor handelt, der wohl kaum im Verdacht steht, sich derartig großer Worte leichtfertig zu bedienen? Die Rede ist von *Karlfried Graf Dürckheim* (1896 – 1988) – ein spiritueller Lehrer, ein Meister des inneren Wegs, dem es um eine westlich-östliche Integration ging, wobei er die Bestimmung des christlich-abendländischen Menschen im Blick behielt. Er verstand sich als Christ – katholisch getauft, evangelisch konfirmiert, schließlich mit dem Sterbesakrament der orthodoxen Kirche versehen, gestorben.

Zuerst ein Wort zu ihm: Wer ist Graf Dürckheim? Und in welchem Werk-Zusammenhang steht bei ihm diese These vom We-

sentlich-Werden des Menschen, ja von einer Vergöttlichung des Menschen? Da ist ein Blick auf seine Entwicklung und Persönlichkeitsreifung nötig, auch eine Klärung seiner menschenkundlichen Vorstellungen.

Zunächst wenigstens stichwortartig eine knappe Skizze seines Lebens und Werdens ...

Seine Abstammung aus dem deutschen Hochadel – auch die von der mütterlichen Seite herkommende jüdische Ahnenreihe ist nicht zu vernachlässigen –

Erste initiatische Erlebnisse aus der Zeit nach dem I. Weltkrieg, den er kriegsfreiwillig als Offizier im bayerischen Leibregiment unter Oberst Franz Ritter von Epp, dem späteren Reichsstatthalter Bayerns erlebt hat. Das Regiment kämpfte an nahezu allen Fronten:

Dann Studium und Beginn einer Hochschulkarriere als Psychologe in den Jahren vor dem Dritten Reich.

Die deutschnationale, ja nationalistische Ausgangsorientierung des jungen Mannes mündet bruchlos ein in die Begeisterung für den Nationalsozialismus.

Diverse diplomatisch-propagandistische Einsätze im »Büro Ribbentrop«, des späteren Reichsaußenministers (seit 1938) – schließlich in dieser Funktion, also im Dienst der Reichsregierung, in Japan von 1938 bzw. von 1939 – 1945, d.h. während der Kriegsjahre, dann in amerikanischer Gefangenschaft bis Mai 1947 in Tokyo.

In Japan Begegnung mit der fernöstlichen Spiritualität, speziell mit den Disziplinen des Zen- Buddhismus – die Kunst des Bogenschießens.

Nach Entlassung aus dem Gefängnis in Tokyo und Rückkehr erfolgt der Aufbau der »Existential-psychologischen Bildungs- und Begegnungsstätte« in Todtmoos-Rütte; zusammen mit seiner zweiten Frau Maria Hippus.

Das Werk entsteht – Kursarbeit unter Einbezug östlicher Praktiken, Meditation im Geiste des Zen, und zwar in einer westlichen Form – umfangreiche in- und ausländische Vortragstätigkeit Dürckheims – Publikation der Vorträge.

Die von Dürckheim und dem Kreis seiner Mitarbeiterschaft praktizierte *Initiatische Therapie* setzt sich zum Ziel, suchende Menschen auf dem inneren Weg zu begleiten und für entsprechende Erfahrungen vorzubereiten, die letztlich darauf zielen zu einer *Wesenswandlung*, einer *Persönlichkeitsreife* zu führen, zur Begegnung mit dem in einem jeden veranlagten *Wesen*.

Es handelt sich deshalb nicht um eine Psychotherapie im üblichen Sinn, sondern um deren Vertiefung, um einen Prozess, der innen wie außen abläuft. Es handelt sich um Menschwerdung des Menschen, der zwar gesund, funktionstüchtig und erfolgreich sein mag, der aber seinen Lebens-Sinn verloren hat, weil er Schaden an seiner Seele genommen hat. Und »Seele« meint hier die Totalität, die Mitte und die Tiefe menschlichen Seins. Da mag man sich an ein Wort von Pascal erinnern, das besagt: »Der Mensch ist über den Menschen weit hinaus!«

Denn – so sagt Dürckheim im Blick auf seine metaphysisch ausgerichtete Anthropologie: Der Mensch hat einen *doppelten Ursprung*; er lebt in der Welt und ist doch zugleich und vor allem Angehöriger eines übergeordneten Seins, eines übergeordneten Sinnzusammenhangs. In der Regel muss einem dieses Übergeordnete, dieses Wesenhafte erst aufgehen. Es komme darauf an, dass man *transparent* wird *für Transzendenz*, und zwar eben unter Einbezug des ganzen Menschen, des Menschen mit seinen oft recht vernachlässigten sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeiten und seiner Beziehungsarmut, zu der nicht zuletzt ein Mangel an Selbst-Wahrnehmung und Selbst-Einschätzung gehört.

An dieser Stelle sei angemerkt, dass Dürckheim für sein Tun erst relativ spät die ihm angemessen scheinende Bezeichnung fand. Zunächst sprach er vom Prozess der »großen Therapie« oder von »Psychotherapie im Geist des Zen«. Den Terminus *Initiation* nahm er für sich in Anspruch, als er 1965 einen diesbezüglichen Aufsatz des italienischen Esoterikers und Kulturphilosophen Julius Evola (1898 – 1974) las⁴⁸. In der Festschrift zu Jean Gebsters 60. Geburtstag kommt Dürckheim darauf zu sprechen:

»In die Transparenz führt keine ›Therapie‹ – sofern Therapie Beseitigung von Schmerzen oder die Herstellung oder auch die Wiederherstellung der Welt-Fähigkeit meint. In die Transparenz führt nur die *Initiation* des suchenden Menschen, die *Einweihung* in sein Wesen, dessen Offenbarwerden und Erwachen Erleuchtung und Verwandlung zu sich selbst ist. Dieser Selbst-Begegnung geht aber das Durchschreiten des *Dunklen* voraus. Das bedeutet den totalen Umbruch.«⁴⁹

In diesem Augenblick hätte jedenfalls für ihn noch kaum ein Anlass bestanden, von einer »Vergöttlichung« zu sprechen. Und zwar um so weniger, als Evola seinerseits eine betont achristliche Position einnahm und im Christentum so etwas wie eine Initiation oder Einweihung in die Mysterien – wie sie noch in der Frühzeit in Gestalt des Taufritus vollzogen wurden – in Abrede stellte.

Nun wäre auf die vielen Übungsansätze einzugehen, die geeignet sind, eine letztlich unumgängliche Wandlung herbeizuführen und den Menschen in neuer Weise zu befähigen, Mensch zu sein, sich in der Wirklichkeit mit ihren vielfältigen Herausforderungen zu bewähren. Damit man hierbei aber nicht wieder eine allein nach

⁴⁸ Julius Evola, Über das Initiatische, in: *Antaios* 6, 1965, S. 184 – 208.

⁴⁹ Dürckheim, Auf dem Wege zur Transparenz, in: *Transparente Welt*, FS zum 60. Geburtstag von Jean Gebster, Hrg. Günter Schulz, Bern-Stuttgart 1965, S. 238.

außen hin gerichtete Lebenstüchtigkeit meint, wodurch man im Alltag leistungsstark und konkurrenzfähig zu sein hat, verweist Dürckheim darauf, dass der Mensch dazu geschaffen sei, »Zeuge einer anderen Wirklichkeit zu werden«. Das ist aber nur möglich, wenn er inmitten der Lebensvollzüge das Sein *gespürt* und erfahren hat, und sei es zunächst auch nur in der Weise einer *Seinsföhlung*. Denn das, was er die »*Große Erfahrung*« nennt, ist ein außerordentliches, dem menschlichen Willen und dem Machbarkeitsstreben entzogenes Ereignis.

Und im Zusammenhang dieses Gedankenganges geht Dürckheim noch einen Schritt weiter. In seinen Gesprächen mit Alphonse Goettmann, einem orthodoxen Theologen und Leiter eines spirituellen Zentrums in Gorze/Elsaß-Lothringen, drückt er es so aus:

»Man darf es wagen zu sagen: Es geht am Ende um eine fortschreitende *Vergöttlichung des Menschen und seiner Welt*. Der Mensch muss lernen, das göttlich Unsichtbare auch im Sichtbaren wahrzunehmen und selbst das Dunkle als das verhinderte Licht zu verstehen. Dann wird er anders mit ihm umgehen. Dann wird er hören, was man nicht hören kann, spüren, was man nicht tasten kann – mit allen Sinnen nimmt er das Übersinnliche wahr und lernt das Zeitlose im Zeitlichen zu leben.«⁵⁰

Das ist eine wichtige, eine für Dürckheim charakteristische Aussage, weil sie nicht auf eine mystische Innerlichkeit abhebt, sondern weil alle Bereiche des sinnlichen Lebens und Erlebens einzubeziehen sind. Nicht in abgehobenen Sonderzuständen, sondern im Erspüren und Gewahrwerden eines Wesenhaften im Alltäglichen. Zu denken ist an Momente, die sich bei jedem und bei jeder von uns einstellen, die jedoch ihrer Flüchtigkeit wegen nicht im-

⁵⁰ Dürckheim, *Der Weg, die Wahrheit, das Leben. Erfahrungen auf dem Weg zur Selbstfindung. Gespräche über das Sein mit Alphonse Goettmann*, München 1981, S. 124.

mer voll ins Bewusstsein gehoben werden. Dazu gehören unter anderem auch taktile Wahrnehmungen des Ertastens, bei denen zum Beispiel die überraschende »die unerhörte Andersartigkeit des je Anderen« (M. Buber) erlebbar wird.

Nun ist einzuräumen, dass sich das Wort von der Vergöttlichung nur relativ selten in den Schriften und Vorträgen Dürckheims findet. Um so wichtiger erscheint ihm, dass wir uns, wo immer es sein mag – wie er sagt – »im Lichte der uns immanenten Transzendenz wahrnehmen.« Im gleichen Zusammenhang kommt er auf unser Thema zu sprechen. Denn »die uns immanente Transzendenz meint das uns innewohnende Göttliche. Das Göttliche hat seine Ausdrucksformen in der Weise, wie wir da sind, wie wir sprechen, wie wir uns bewegen ... (Aber) jede Form des Sich-Machens, des Sich-Gebens, des Sich-Überspielens, des So-Tuns, als ob man keine Angst hätte, ist eine Weise, sich selbst zu verfehlen ... Es ist nicht so, dass der Mensch nur im Zustande einer Vollkommenheit dem ihm immanenten Gottesbild entspricht! ... (Jedoch) Die Vorstellung, vollkommen sein zu können, ist von vornherein ein Irrweg.«⁵¹

Der Anknüpfung an die patristische Tradition mit ihrer Rede von der Göttlichwerdung war ihm wohl bewusst. Und nicht zufällig benützte er diese Wendung im Gegenüber zu dem Theologen Alphonse Goettmann, der in der ostkirchlichen Überlieferung steht. Bei der Gelegenheit ist anzumerken, dass Dürckheim zwar viele Kontakte zu Theologen hatte, namentlich zu katholischen Ordensleuten, zu Benediktinern. Eng befreundet war er mit dem Jesuiten Pater Enomiya-Lassalle. Aber gegen Ende seines Lebens verband er sich in besonderer Weise mit der orthodoxen Spiritualität. Er ließ sich eigens eine Ikone malen (sehr zum Verdruß seiner Frau Maria

⁵¹ Dürckheim, Von der Erfahrung der Transzendenz, Freiburg 1984, S. 214.

Hippius). Aus Paris empfing er den orthodoxen Bischof Germain und aus Freiburg kam der orthodoxe Priester, der ihm das Sterbesakrament reichte. Dennoch verstand sich Dürckheim nicht als einen »kirchlichen Menschen«. Vielmehr vermied er es, sich mit einer kirchlichen Institution näher zu verbinden. Eher darf man ihn als einen transpersonal orientierten Psychologen und einen transkonfessionellen Christen bezeichnen.

An dieser Stelle kann man sich eines Wortes von C. G. Jung erinnern, der einmal sagte, wer tiefgehende, über den Horizont des Alltagsbewusstseins hinausreichende Erfahrungen gemacht hat, sei im Grunde *heterodox*. Mit anderen Worten: Inhalt und Art derartiger Erfahrungen lassen sich oft nicht mit den herkömmlichen Glaubensanschauungen vereinbaren. Das ist der Fall, wenn sie den dogmatischen Rahmen der Bekenntnisse sprengen. Wir wissen ja auch, wie es etwa Meister Eckhart, Margarete Porete, Jakob Böhme und ungezählten anderen ergangen ist ... Auch Dürckheims erste Verlegerin Ursula von Mangoldt im O. W. Barth Verlag, eine promovierte Theologin, ging zu ihrem Freund aus ähnlichen Gründen der Entfremdung auf Distanz.

In dem allen ging es Graf Dürckheim nicht etwa vorrangig darum, abseitige Gedanken zu entwerfen. Er war eigentlich kein Theoretiker, im Grunde auch kein Wissenschaftler. Ihm ging es – ähnlich wie Pater Lassalle – um die spirituelle Praxis, die geeignet ist, Erfahrung zu vermitteln und an die geistig-seelische Instanz des »inneren Meisters« heranzuführen und eine Wesenswandlung einzuleiten – etwa im Sinne des Angelus Silesius: »Mensch, werde wesentlich!« Vor allem im Gespräch mit Theologen lag ihm daran, die Bedürftigkeit und Unerlässlichkeit dieses Wesentlichwerdens bewusst zu machen und für Therapie, Theologie und Religionswissenschaft zu fordern, denn:

»Das Wesen – als die Weise, in der ein überweltliches göttliches Sein in uns anwesend ist und in uns und durch uns offenbar werden möchte in der Welt ... Dass dies Wesen so in Vergessenheit geriet, ist auch Schuld einer Theologie, die den Menschen als erlebendes, das Leben und auch das göttliche Sein erfahrendes Subjekt als ›nur subjektiv‹ verteufelte, statt sich um ein inneres ›Werden wie Gott‹ zu mühen, begnügte sie sich ›moraltheologisch‹ mit einer Ethik des Wohlverhaltens ...«⁵²

Aber wie geht das zu? Oder anders gefragt: Worin besteht der Dürckheimsche Ansatz und sein Praxiszugang?

Die Einsicht, dass wir eines doppelten Ursprungs seien, stellt das beherrschende Thema seines Lebens und Schaffens dar. So ist es kein Zufall, dass der 77-Jährige unter dem Titel »Vom doppelten Ursprung des Menschen« (Freiburg 1973) eine Textauswahl aus seinen Hauptwerken veranstaltet hat. Diese Einsicht ist nicht nur als eine objektivierende Feststellung gemeint, über die man denken mag wie man will. Vielmehr sieht er in der Gegenwart den Augenblick angezeigt, in dem der Mensch aufgerufen sei, zu sich selbst zu kommen. Und zwar so, dass er zur Person – er sagt: Persönlichkeit« – wird, die ihn »wertbezogen und dienstbereit macht«. In diesem Zusammenhang gibt er einen Hinweis, wenn er sagt:

»Eine uns jahrhundertlang beherrschende Anthropologie erweist sich als zu eng. Sie reduziert die Ganzheit des Menschen auf das, was er kraft seiner fünf Sinne, seiner Ratio, seiner Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft und in seiner Bindung an weltliche Werte und Ordnungen ist. Was darüber hinausgeht, ist ›transzendent‹ und Sache des Glaubens. Gewiss, es ist transzendent, insofern es den Horizont des natürlichen Welt-Ichs überschreitet. Aber

⁵² Dürckheim, Religiöse Erfahrung als Voraussetzung fruchtbaren Gesprächs, in: Synopse, FS für Ulrich Mann zum 60. Geburtstag, Darmstadt 1975, S. 54.

das eben müssen wir lernen, uns zuzugestehen, dass der Kern des Menschen ... sein Wesen ausmacht ... Dies Wesen, die uns einwohnende Transzendenz, hört auf, eine Sache nur des Glaubens zu sein. Sie tritt in den Kreis der Erfahrung und wird zum Wissen. Wo das geschieht, da scheiden sich die Geister. Und damit ist ein *neues Zeitalter* angebrochen.«⁵³

Und weil Dürckheim hierbei den Blick auf ein Geschehen richtet, das nicht etwa naturhaft an uns herantritt, rechnet er mit der freien Entscheidungsfähigkeit des heutigen Menschen. Der könne seine Existenz auf ein entschiedenes Ja oder Nein stellen. Auf unser Thema bezogen hieße das: Die Vergöttlichung des Menschen entspricht eben nicht einem äußeren Naturgeschehen. Jedenfalls ergeben sich dem zu seinem Selbst gereiften Menschen verpflichtende Konsequenzen. Mit seinen Worten:

»Wir sind himmlischen Ursprungs, sind Kinder nicht nur der Welt, sondern Gottes und von daher zur Mündigkeit aufgerufen. Wir sind Brüder Christi in unserem Wesen und teilhaftig seines Reiches, das nicht von dieser Welt ist. – Wir sind berufen, Person zu werden, das heißt, so zu werden, dass das *Wort*, das uns inneohnt wie allen Dingen, hindurchtönen kann in die Welt. Wir sind gerufen, so zu werden, dass wir fähig sind, seine überzeitliche Gegenwart zu erweisen und fruchtbar werden zu lassen in Raum und Zeit ...«⁵⁴

Das will wohl besagen: Der Zuspruch einer Teilhabe am Göttlichen korrespondiere mit der daraus sich ergebenden Verpflichtung, etwa im Sinn des Nietzsche-Wortes: »Du sollst der werden, der du bist.« Auf sich selbst und seinen Lebensauftrag bezogen drückte das Dürckheim so aus: »Wie kommt der Karlfried durch den Dürckheim durch?« Wobei der *Dürckheim* all das ist, was die Ge-

⁵³ Dürckheim, Vom doppelten Ursprung des Menschen, Freiburg 1973, S. 13.

⁵⁴ A.a.O. 16.

samtheit seiner menschlichen Erscheinung, als der »Herr Graf«, als der Funktions- und Rollenträger und ähnliches. Doch das ist nicht der individuell geprägte *Karlfried*. Der soll im gelebten Leben ja erst transparent werden. Deshalb die Frage, die für jeden Menschen entsprechend abgewandelt lautet: »Wie kommt der Karlfried durch den Dürckheim durch?« – Aber ist ihm das, dem Meister des inneren Wegs, je gelungen? Sieht man wichtige Abschnitte seiner Biographie an, dann ist diese Frage kaum uneingeschränkt zu bejahen. (Bei wem ist das schon der Fall!)

Wenn wir schon bei unserem Stichwort bleiben wollen, so besagt das: Unsere »Vergöttlichung« ist eben nicht nur gegeben, sondern auch aufgegeben, *auf Verwirklichung und Verantwortung hin aufgeben*. Der von Zen her kommende Graf Dürckheim sieht von daher den Auftrag einer lebenslangen Übung. Sie dürfe nicht nur auf ausgesonderte Zeiten aufgespart werden. Es ist »der Alltag als Übung«, der da gemeint ist. In seiner gleichnamigen Schrift gibt er entsprechende Hinweise, indem er sagt:

»Die erste und vornehmste Übung im Alltag (ist es), zu lernen, den Gehalt der Augenblicke ernst zu nehmen, in denen ein Unbegreifbares uns anrührt. – Es gibt erleuchtende und maßstabsetzende Augenblicke in unserem Leben, in denen wir etwas erfahren, das uns in der Tiefe berührt und von Grund auf erschüttert. Da ist etwas, auf das wir hinhorchen und dem wir gehorchen und treu bleiben müssen ... Es ist die *Erfahrung eines größeren Lebens*, die uns befähigt, dem Tode ins Auge zu schauen. Es gibt Augenblicke, in denen wir einen höheren Sinn spüren, obwohl wir eben noch an einer Sinnlosigkeit verzweifeln ...«⁵⁵

Nun ist es wohl kein Zufall, dass Dürckheim – bei allem Unterschied zweier Persönlichkeitsstrukturen – mit dem Jesuiten Hugo

⁵⁵ Dürckheim, *Der Alltag als Übung* (1966), Bern 1980, S. 28; 30.

Enomiya-Lassalle durch eine enge Freundschaft verbunden war. Beide waren je auf ihre Weise übende Menschen. Beide erstrebten eine je eigene Weise der Vergöttlichung. Der Jesuit in der Erfüllung der monastischen Regel der Armut, der Ehelosigkeit und des Gehorsams.

Anders der Weg eines »initiatischen Christentums«. An die Stelle der Armut und eines Genussverzichts tritt hier die nahezu uneingeschränkte, wenngleich disziplinierte Lebensbejahung, des In der Welt-Seins, wenngleich nicht Von der Welt-Seins. – In der Erotik, das heißt im leibhaften und liebenden Umgang zweier Menschen, erblickte Dürckheim eine Chance, der Numinosität des Leiblichen gewahr zu werden; etwa im Sinn des Paulus-Wortes vom Leib als Tempel des Heiligen Geistes. Den Bereich des Eros als einen Ort, an dem tief berührende und transformierende Seinserfahrungen gemacht werden können, stellte er anderen Positionen an die Seite, nämlich solche eines unmittelbaren Naturerlebens, einer Begegnung mit der Kunst als Ausdruck einer immanenten Transzendenz und schließlich eines religiösen Kultus, der uns an der Gottesgegenwart Anteil haben lässt.

Und an die Stelle eines vorgegebenen Gehorsams, wie er im mönchischen Leben gefordert wird, tritt bei Dürckheim der intuitive, der absolute Gehorsam. Darunter sind Lebensentscheidungen zu verstehen, durch die der Betreffende gegebenenfalls *gegen* herkömmliche Konventionen verstößt, weshalb er nach den gesetzlichen Normen schuldig wird, weil er einem inneren Ruf gehorchen muss. Er muss einem Ruf seines Gewissens folgen, ohne sich nach dem zu richten, was man von ihm – etwa als Staatsbürger oder als Christ – erwartet. Damit ist auf eine »neue Ethik« angespielt. In seinem Buch von der Transzendenz heißt es hierzu:

»Geht es darum, dem *Wesen* Gehör zu geben, dem Göttlichen in uns die Herrschaft zu überlassen, – geht es darum, Christus nach-

zufolgen, so können Situationen (eintreten), in denen wir zu Handlungen verpflichtet werden, die vom Gemeinschaftsgewissen her nicht zu verstehen sind ... Im Gehorsam gegenüber dem absoluten Gewissen kann sich die Verwandlung zu dem Menschen vollziehen, für den, - wie ein östlicher Weisheitsspruch sagt - »jede Situation die beste aller Gelegenheiten ist« - jede Situation ist die beste aller Gelegenheiten, vom Wesen zu zeugen.«⁵⁶

Bei einer näheren Bestimmung dessen, was Dürckheim unter Christus-Nachfolge und Vergöttlichung versteht, muss nochmals auf die Parallelität und auf die zumindest partielle Beeinflussung durch Julius Evola aufmerksam gemacht werden. Ich meine dabei die Diskrepanz bei Dürckheim selbst, der zwar Theologen und Mönche spirituell impulsiert hat. Doch trat an die Stelle eines personal verstandenen Gottes und des *Erlösungsgedankens* eine *Erweckung* im Sinne einer »Großen Befreiung«, wie sie vom Buddhismus her bekannt ist. Und diese Befreiung erfordert ein »metaphysisches Bewusstwerden« auf der Basis einer »immanenten Transzendenz«, wie sie Julius Evola begriff. Dabei ist vorausgesetzt, dass naturgemäß nur Wenige initiatisch qualifiziert sein können. Das heißt, man bedarf einer »initiatischen Begabung«. Zu erinnern ist hierbei, dass Evola in jungen Jahren (1927 ff.) als Initiator einer magisch arbeitenden Gruppe (Ur) dem Christentum eine initiatische Qualität generell absprach. Es liegt daher nahe, von einer *spirituellen Aristokratie* zu sprechen, der es (gemäß Dürckheim) um den »Durchbruch zum Wesen« geht. Es fragt sich jedenfalls, inwieweit Graf Dürckheim Christus-Nachfolge und eine von daher verstandene Vergöttlichung meint oder ob er dem von ganz anderen, weltanschaulichen Voraussetzungen herkommenden

⁵⁶ Dürckheim, Von der Erfahrung der Transzendenz, Freiburg 1984, S. 169.

italienischen Esoteriker Gefolgschaft leistet.⁵⁷ Seit Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als Dürckheim von Evolas Vorstellungen des Initiatischen Gebrauch machte. Dürckheim stand selbst bereits in seinem siebten Lebensjahrzehnt! - Aber das sind nur einige der Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen und die weiter zu erwägen sind ...

Ich komme jetzt noch auf einen Gesichtspunkt zu sprechen, an dem etwas von der Problematik manifest wird, von der Dürckheim seit seiner Lebensmitte nicht verschont geblieben ist und der deshalb manche Irritation bei den ihm nahestehenden Menschen verursacht hat.

Wenn vorhin die Frage berührt wurde, ob oder in wie weit es dem Grafen gelang, dass er den *Karlfried durch den Dürckheim* hindurchzuführen vermochte, um auf diese Weise selbst eine Teilhabe an der »Vergöttlichung« zu erlangen, auf die er hinarbeitete, – so ist zumindest auf einen weiteren Aspekt aufmerksam zu machen. Gemeint ist die *Schattenhaftigkeit*, die zu unserem Menschsein gehört. Es ist der Schatten, den wir unbewusst auf andere projizieren oder indem wir uns hinausreden auf sogenannten Umstände oder Situationen, um uns zu entlasten. Das trifft bekanntlich auch im kollektiven, gesellschaftlichen Leben zu. Gemeint ist der Balken im eigenen Auge in seiner Beziehung zum Splitter im Auge des anderen. Oder um es im Rahmen von Dürckheims anthropologischer Orientierung zu formulieren, nämlich in

⁵⁷ Manfred Bergler, *Die Anthropologie des Grafen Karlfried von Dürckheim im Rahmen der Rezeptionsgeschichte des Zen-Buddhismus in Deutschland*, (Diss.) Erlangen-Nürnberg 1981.

Christian Ottemann, *Initiatisches Christentum – Karlfried Graf Dürckheims Lehre vom »Initiatischen Weg« als Herausforderung an die evangelische Theologie*, Frankfurt 1990.

H. T. Hansen (d. i. Hans Thomas Hakl), *Julius Evola und Karlfried Graf Dürckheim*, in: *Über das Initiatische von Julius Evola*, Aufsatzsammlung, Sinzheim 1998, S. 51 – 70.

Anlehnung an die Analytische Psychologie Jungs und Erich Neumanns:

»Der Schatten ist das Insgesamt der zur Ganzheit eines Menschen gehörenden, aber nicht zur Verwirklichung gelangten Lebenspotentiale, Lebenstriebe und Lebenswünsche. Dazu gehören insbesondere die nicht zugelassenen Entfaltungswünsche aus dem Wesen gegen die uns kränkende und bedrohende Welt. Die Befreiung von diesen im Unbewussten ihr Unwesen treibenden Schattenkräften ist eine *Purificatio*, aber nicht im Sinne einer Abtötung, sondern im Sinne einer Verwandlung von gestauten Energien zu fruchtbaren Kräften der Person.«⁵⁸

Konkret: Wie ging Dürckheim als spiritueller Lehrer mit der Tatsache seiner langjährigen Verflochtenheit mit dem Nationalsozialismus um? War es ihm, der zweifellos tiefe Einsichten in die Wesenhaftigkeit menschlichen Seins und Existierens erlangt hat, auch gegeben, zur Tatsache seiner braunen Vergangenheit zu stehen? Gab er doch Hunderten, Tausenden suchender Menschen Führung und Geleit, die gerade von ihm ein Beispiel der Wahrhaftigkeit erwarten konnten!

Hier muss ich etwas von dem Erleben bei und nach den Recherchen für meine Dürckheim-Biographie erwähnen. Mich bewegte die Ausgangsfrage: Wie wurde Dürckheim zu dem, als den wir ihn kennen und auch schätzen. Autobiographische Zeugnisse reichen für eine Tatsachenerhebung in der Regel nicht aus. Sie können vieles verschleiern. Von der Nachlassverwaltung, die Bruder Wilfried München und Neffe Alexander Dürckheim-Celle innehatten, musste ich Erlaubnis für die Einsicht in die Japan-Papiere bekommen, die im Landesarchiv Speyer verwahrt sind. Es handelte sich um

⁵⁸ Dürckheim, Religiöse Erfahrung als Voraussetzung fruchtbaren Gesprächs; in: Synopse, Festschrift für Ulrich Mann zum 60. Geburtstag, Darmstadt 1975, S. 55.

seine Briefe und Tagebücher aus der Zeit vor 1945/47, auch um seine reichlich vorhandenen Veröffentlichungen aus der NS-Zeit.

In der Tat ließ sich belegen, wann und auf welche Weise er seine Metánoia, seine Abkehr von der NS-Ideologie, vollzog. Soweit ich sehe, kommt Graf Dürckheim in seinen uns heute zugänglichen Schriften an keiner Stelle darauf zu sprechen. Hätte er die Zusammenhänge aufgedeckt, dann hätte er seinen vielen Schülerinnen und Schülern, zumindest seinen engsten Freunden etwas von seiner braunen Vergangenheit sagen müssen. Das tat er aber nicht. Deshalb waren gerade sie, die Nahestehenden – sein Bruder Wilfried ausgenommen – schockiert, als sie die Biographie in die Hand bekamen. Warum hat uns Karlfried dergleichen verschwiegen? So lautete der Vorwurf.

Graf Dürckheim verwies angesichts mancher Rückfragen immer wieder auf seine jüdische Großmutter, die ihn während der NS-Zeit vor einer Verflechtung mit den Machthabern und deren Ideologie geschützt hätte und weshalb man ihn - »weit weg« - nach Japan schickte. Dergleichen sagte er unter anderem seinem amerikanischen Freund Stanley Keleman (geb. 1931), Mitbegründer der Bioenergetik, einem ungarischen Juden. Dieser einigermaßen verharmlosenden Version bediente sich Dürckheim auch in seinem übrigen Schüler- und Freundeskreis gegenüber. Und der Fernsehjournalist Karl Schnelting, der in den achtziger Jahren in der ZDF-Reihe »Zeugen des Jahrhunderts« auch Dürckheim eingehend interviewt hatte, rief mich nach der Lektüre an und meinte: »Wenn ich das alles gewusst hätte, was in der Biographie steht, hätte ich dem Grafen noch ganz andere Fragen gestellt ...« So war die Betroffenheit groß. Viele waren darüber irritiert, dass ihr Karlfried Dürckheim bestenfalls mal bagadellisierend von seiner Funktion und Einstellung während der Zeit des Dritten Reiches sprach. Etwa: »Ich habe

auch mal braune Hemden getragen; das war ein Fehler« (Wolf Bün-
tig).

Wie ich von verschiedenen Seiten – auch im Rütte-Forum – hörte, fiel es in internen Kreisen nicht leicht, das Verhalten des Lehrers gegenüber seinen Freunden zu verstehen und ihm dieses Verschweigen schließlich zu verzeihen. Öffentlich tat dies Prof. Keleman anlässlich einer Therapeuten-Tagung in Altenberg bei Köln, die dieser Thematik gewidmet war.

Genug hiervon. – Liegt es doch bei alledem an uns, *uns* im Blick auf unser eigenes Menschsein darüber klar zu werden, in welchem Sinn wir überhaupt von »Vergöttlichung« sprechen dürfen. Vielleicht sollten wir uns des Luther-Wortes vom »Simul iustus et peccator« erinnern, wonach wir eben beides zugleich sind – gerechtfertigt trotz unseres Sündigseins, das wir mit Nietzsche »das Menschlich-Allzu-menschliche« nennen. Um schließlich nochmals Karlfried Graf Dürckheim das Wort zu geben – mit Blick auf unsere Unzulänglichkeit räumte er ein, wie schwer es sei, sich selbst gegenüber wahrhaftig zu werden und zu bleiben, denn »das, was sich meist als eigene Wahrheit erweist, ist oft gegenüber der Vorstellung, die man von sich haben möchte, sehr kümmerlich«⁵⁹. – Und an anderer Stelle:

»Der Mensch bleibt wie zum Leiden, so auch zum Versagen verurteilt. Dies aber schlägt ihm nicht mehr alle Sicherungen durch, sondern öffnet ihm im Annehmen immer aufs neue das Tor zu jenem Grund, der versöhnt und die Kraft zu immer neuem Aufbruch entbindet«.⁶⁰

Weiterführende Literatur von Gerhard Wehr: *Karlfried Graf Dürckheim: Ein Leben im Zeichen der Wandlung*, München 1988. *Spirituelle Meister des Westens*, München 2007. *Lexikon der Spiritualität*, Köln 2007. *Heilige*

⁵⁹ Dürckheim, *Von der Erfahrung der Transzendenz*, Freiburg 1984, S. 215.

⁶⁰ Dürckheim, *Erlebnis und Wandlung*, Bern 1978, S. 113.

Hochzeit: Symbol und Erfahrung menschlicher Reifung, Frankfurt 2008.
Christentum und Analytische Psychologie – Die Nachfolge Christi als Verwirklichung des Selbst, Stuttgart 2009

Neuer Swedenborg-Film

Englisch mit deutschen Untertiteln

von Klaus Skarabis

Im Frühjahr habe ich mich nach Rücksprache mit der amerikanischen Swedenborg-Foundation – mit großem persönlichen Gewinn – der Übersetzung des neuen 60 Minuten dauernden Films über Swedenborgs Leben und Lehre gewidmet.

Weil die außergewöhnliche geistige Bedeutung seines Lebens zweifellos erheblich wichtiger ist als die wissenschaftliche, habe ich dem Film den Titel⁶¹ gegeben:

»Swedenborgs Reise in die Himmlische Welt«.

Der Produzent Penny Price hat für den Film den bekannten amerikanischen Filmpreis »Emmy-Award« erhalten, was schon darauf hindeutet, dass der Film höchst professionell gemacht ist. Dabei bleibt er in der Form seiner Darstellung aber ausgesprochen schlicht und stellt Swedenborgs Leben und Wirken – insbesondere eben auch die geistige Seite – beeindruckend und überzeugend, dabei aber auch durchaus spannend dar.

Der Film ist in Amerika in öffentlichen Publikationen sehr beachtet und gewürdigt worden: Die bekannte Autorin Marianne Williamson spricht von einer »... fesselnden Sicht auf unsere Unsterblichkeit – durch die geöffneten Augen eines wahren Sehers« und

⁶¹ Der amerikanische Titel lautet: »Splendors of the Spirit – Swedenborg's Quest for Insight«, was in etwa bedeutet: Das Leuchten des Geistes – Swedenborgs Suche nach tieferer Einsicht.

»The Book Reader« nennt den Film »herausfordernd und weise« und »... einen großen geistigen Gewinn für das Verständnis unseres Lebens«.

Mein Motiv für die Arbeit lag darin, diesen guten Film zum einen für deutschsprachige Freunde der Lehren Swedenborgs zugänglich zu machen, zum anderen aber, um diese wunderbaren himmlischen Botschaften auch Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten in moderner Form zu vermitteln, und damit wohl besser, als wir es im Gespräch je könnten.

Zwar habe ich die gesamten Kosten der Erstellung und Produktion der 200 DVD persönlich übernommen, erbitte nun aber – von denen, die es sich leisten können – eine Kostenbeteiligung von 12 Euro⁶² incl. Versandkosten. Wer diesen Betrag nicht aufbringen kann, darf gerne nur 2 Euro überweisen, d. h. nur die entstehenden Versandkosten.

Meine Kontoverbindung: 218215302 bei der Postbank, BLZ 25010030.

Klaus Skarabis, Berlin, Tel. 030 7017 8999

⁶² Bei Abnahme von 5 Filmen entfallen Verpackung und Porto.